L. gen.
107.

n. 107. Zobel

ANSTREICH

<36632012420013

<36632012420013 S

Bayer. Staatsbibliothek

Gedanken

über

die verschiedenen Meinungen

der Gelehrten

vom

Ursprunge der Sprachen.

---

von

Rudolf Wilhelm Zobel

der Weltw. und Beredsamk. ordentl. Lehrer

zu Frankfurt an der Oder.

Magdeburg, 1773.

Zu finden in der Seidel- und Scheidhauerschen

Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An

Sr. Hochwürden

Herrn Abt Frommann

zu

Klosterbergen.

Hochwürdiger Herr Abt.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch in den lezten Stunden meines hiesigen Aufenthalts die ungeschminkten Empfindungen meines Herzens durch die Ueberreichung dieser Blätter öffentlich erklären darf. Ew. Hochwürden haben das erste Recht

auf diese kleine Schrift. Sie war eigentlich eine Arbeit für die Geselschaft von Freunden, die zusammen getreten sind, in verschiedenen Fächern der Wissenschaften durch Aufsätze, die sie der gemeinschaftlichen Beurtheilung vorlegten, ihre Kentnisse gegenseitig zu erweitern und zu berichtigen. **Ew. Hochwürden** haben die Gewogenheit gehabt, diese Geselschaft nicht allein Sich gefallen zu lassen, sondern auch das Directorium derselben zu übernehmen, und dadurch einen Beweis des Eifers für die Ausbreitung guter Kentnisse zu geben, welcher nicht

das geringste von Ihren Verdiensten ist. Wie sehr hätte ich gewünscht, länger aus einer Vereinigung von so würdigen und geschikten Männern, für die ich wahre Freundschaft empfinde, Vortheile ziehen zu können; und wie lehrreich würde Ew. Hochwürden fernerer Umgang mir gewesen sein! Schon die kürzere Zeit meines hiesigen Aufenthalts hat mir mannigfaltigen Nutzen gebracht. Darunter rechne ich vornehmlich auch die Gelegenheit, die ich gehabt habe, Ihre Verdienste Hochwürdiger Herr Abt, genauer schätzen zu lernen, und das

Urtheil des Publikums durch eigene Erfahrungen bestätigt zu finden. Mit der ganzen Hochachtung, die ich Ew. Hochwürden längst entschiedenem Werthe schuldig bin, habe ich die Ehre unverändert zu beharren

Ew. Hochwürden

Klosterbergen,
den 20. März 1773.

gehorsamster Diener.
R. W. Zobel.

§. 1.

Die Sprache des Menschen gehört mit unter die wohlthätigen, aber geheimnisvollen Geschenke, die der Schöpfer in seine Natur verwebt hat. Wären die Untersuchungen über den Ursprung derselben auch nur fruchtlose Spekulation — wenn anders gründliche Spekulation je fruchtlos sein kan — so verdienten sie doch schon wegen der tiefen Verborgenheit ihres Gegenstandes, und wegen der dazu erforderten Anstrengung des Geistes angestellt zu werden; wie viel mehr werden sie es nicht verdienen,

wenn aus den Resultaten derselben Licht, nicht nur über die Sprachen selbst, sondern auch über die Regeln des Denkens, über die Natur des Menschen, und, wenn ich so sagen darf, über die Geschichte desselben durch die ganze Fortdauer seines Geschlechts sich verbreitet!

Es gab daher zu allen Zeiten Gelehrte, die sich mit dieser Materie beschäftigten. Viele haben nachgesprochen, was sie von ihren Vorgängern hörten; andre haben selbst gedacht; richtiger oder unrichtiger, nachdem sie unter der Anführung des uneingenommenen schlichten Verstandes, oder unter dem Zwange vorgefaßter, und noch dazu oft von der Phantasie befruchteter Meinungen arbeiteten; seichter oder gründlicher, nachdem sie durch natürliche Fähigkeit so wohl als durch Fleiß in den Stand gesezt waren, in die Tiefen der Untersuchung hineinzudringen, oder an der Ober-

fläche

fläche zu kleben. Darf man sich daher wohl wundern, daß die Meinungen über den Ursprung der Sprache, und dann auch die Beweise für die Meinungen so unendlich verschieden sind? (*)

(*) Süßmilch Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe.
Boysen Theol. Briefe. 2 B. 2 Sammlung.

Vieleicht würde diese Verschiedenheit um ein grosses verringert werden, wenn die Gelehrten sich erst über gewisse Grundbegriffe bey dieser Materie erklärt, oder vielmehr mit ihren Begriffen bestimte Ausdrücke verbunden hätten. Denn in der That scheinen die über den Ursprung der Sprache geführten Streitigkeiten oft mehr Worte als Sachen zu betreffen.

§. 2.

Der Begrif der Sprache selbst muste vor allen andern aufs genaueste bestimt sein.

Denn

Denn wenn der eine Streiter sich dabei jede Bezeichnung unsrer Ideen, der andere aber nur diejenige denkt, die durch wilkührliche Töne geschieht, so kan ihr Streit niemahls ein Ende nehmen.

So viel ist gewis, der Mensch, wenigstens in dem gegenwärtigen Abschnitt seines Daseins, kan nie denken, nie eine Vorstellung mit Bewustsein haben, ohne daß mit seinem Gedanken ein Zeichen verknüpft ist: und Anerkennung, Apperception, oder wie man es nennen will, ohne Zeichen, ist unmöglich. Von diesen Zeichen insgesamt sind im Gehirn die Eindrücke vorhanden. Sie theilen sich in solche, die wilkührlich angenommen sind, und also auch anders hätten gewählt werden können; und in solche, die nach gewissen festgesezten Regeln der Natur physisch nothwendig erfolgen, und also algemein sein müssen. Jene, in so fern sie durch artikulirte Töne ausgedruckt

druckt werden können, heissen Worte; diese pflegt man mit einer vieleicht nicht genau genug gefaßten Bedeutung Bilder zu nennen.

§. 3.

Unter Bildern denken, heist sinlich denken. Auf die Art denken wir uns eben so wohl die Geburten der Phantasie, als die Gegenstände der Empfindung, eben so wohl die Melodie der Töne, als die Schattirungen der Farben. So gar ist die Seele nicht blos mit den Eindrücken individueller Objekte zufrieden, sondern schaft sich auch Bilder von Gattungen und Arten. Es gibt sinlich algemeine Vorstellungen z. E. einer Stadt, einer Musik, eines Geruchs, u. s. w.; obgleich einige dunkler, andre klärer.

Sobald ein äusseres Objekt in einem proportionirten Grade der Stärke auf ein Organ der Empfindung wirkt, drukt sich die Wirkung im Gehirn ein, und wird ein Zeichen der

Idee

Idee. Der erste Gedanke, vermittelst dessen die Seele sich ihrer selbst bewust zu werden anfängt, hat im Gehirn sein natürliches und nothwendiges Zeichen.

§. 4.

Mit den Worten verhält es sich anders. Auch sie sind Zeichen der Gedanken: aber weder so nothwendig, daß die Seele ohne sie gar nicht denken könte, noch so natürlich, daß sie im Gehirn so oft entstånden, als äussere Objekte unsre Nerven erschüttern. Solte indessen der Mensch ausser den sinlichen Ideen noch andere Arten von Begriffen haben, so waren auch ausser den Bildern noch andere Arten von Zeichen nöthig, unter denen er sich diese Begriffe vorstellen konte; und da es durch die Natur des Menschen nicht völlig bestimt ist, wie diese Zeichen, wenn sie vorhanden sein solten, beschaffen sein müssen, sondern vielmehr noch anderweitige, von äussern Ursa-

chen

chen hergenommene Bestimmungsgründe erfodert werden, um ihnen ihre Existenz zu geben, so waren diese Zeichen in so fern wilkührlich.

§. 5.

Der Mensch, als ein gesellschaftliches Geschöpf betrachtet, muste im Stande sein, andern Menschen die Gedanken seiner Seele mitzutheilen, folglich sich dazu gewisser Zeichen bedienen. In manchen Fällen waren rohe Töne, Züge des Gesichts, Bewegungen des Körpers dazu hinlänglich; und man hat deswegen diese Arten der Bezeichnung schon öfter Sprache, wiewohl in einem zimlich weitläuftigen und uneigentlichen Verstande, genant. Artikulirte Töne waren brauchbarer, theils, weil sie dauerhaftere und festere Bezeichnungen geben, theils, weil sie sowohl sinliche Objekte, als auch Ideale, die nicht sinlich sind, ausdrucken, theils weil sie am kürzesten, leichtesten

sten und der Natur gemässesten andern unsere Gedanken bekant machen.

§. 6.

Ein wilkührlich angenommener Ton, der zur Bezeichnung eines Begrifs gebraucht wird, heist ein **Wort**; und die Samlung von analogen Wörtern, deren sich Menschen bedienen, um ihre Gedanken zu bezeichnen, heist eine **Sprache**. Wörter und Sprachen haben also den Nutzen, daß dadurch so wohl die Volkommenheit des Denkens bei einzelnen Menschen befördert, als auch das Band der Geselschaft, mit allen den Vortheilen und Bequemlichkeiten, die daraus fliessen, fester geknüpft wird.

§. 7.

Nun würde die Frage: ob die menschliche Sprache einen natürlichen Ursprung habe? auf der einen Seite Deutlichkeit genug erhalten können, aber doch müsten auf der andern noch vorher die Zweideutigkeiten weggeräumt

wer-

werden, die nicht selten aus dem Begrif des Natürlichen zu entstehen pflegen. Man hat wohl ehe die Ausdrücke natürlich und wesentlich für gleichbedeutend gehalten, und aus dieser stilschweigend angenommenen Voraussezung eine Menge von sonderbaren Folgerungen und Ungereimtheiten abgeleitet. Wäre die Sprache den Menschen wesentlich, so müste sie nothwendig sein; so müsten alle Menschen einerlei Sprache haben; so wäre weder Cultur noch Verschlimmerung derselben möglich; so spräche das Kind so gut wie der Philolog; welche Folgen! Zur Natur eines Dinges gehört noch mehr als sein Wesen; alle die innere Bestimmungen desselben gehören dazu, aus welchen sich seine wirkliche Eigenschaften erklären lassen. Das Wesen schränkt sich blos auf Möglichkeiten ein; die Natur zeigt sich in der Sphäre der Wirklichkeiten thätig. Fragen wir: ob die Sprache dem Menschen na-

türlich ist? so wollen wir wissen, ob er durch den Gebrauch seiner eigenen Kräfte dahin habe gelangen können, eine Sprache zu erfinden?

§. 8.

Die Worte sind die Elemente und Materialien der Sprache, und zugleich die Zeichen der einzelnen Begriffe unsrer Seele. Diese Begriffe aber können nicht nur jeder für sich, auf mannigfaltige Art modificirt, sondern auch untereinander in unzählige Verhältnisse gesezt werden. Die Sprache muß also auch die Modificationen und Verhältnisse der Begriffe bezeichnen können; und das wird sie um so bestimter thun, je besser sie cultivirt und bearbeitet ist. Aber den Grad der Vollkommenheit kan die Sprache nicht mit einemmahle erlangen, so lange sie ein Werk der Menschen bleiben soll; oft gehören Jahrtausende dazu.

Die-

Diesen Unterschied zwischen den Materialien der Sprache und ihrer Ausbildung scheint man nicht immer genug vor Augen gehabt zu haben. Es sind eigentlich zwei verschiedene Fragen: wie kam es, daß die Menschen zuerst auf den Gebrauch wilkührlicher artikulirter Töne zur Bezeichnung ihrer Gedanken geriethen? und zweitens: wie ging es zu, daß die Sprachen die Art von Modification und Ausbildung erhielten, die wir an ihnen kennen? blos mit der Geschichte der erstern Frage und ihrer Auflösungen beschäftige ich mich jezt; die lezte werde ich auf eine andere Zeit versparen; und da sie durch die Bemühungen verschiedener neuerer Gelehrten, besonders durch **Sulzers** (*), **Lamberts** (**) und **Herders** (***) Schriften mit einer Deutlichkeit und einem Tiefsinn untersucht ist, die bei einer so verwickelten Materie wenig aufzuklären übrig lassen, so werde ich alsdenn den Gang,

den sie genommen haben, blos nachzeichnen dürfen.

(*) Hist. de l'Acad. roïale de Prusse. Année 1767. Tom. XXIII.

**) Semiotik.

***) Abhandlung über den Ursprung der Sprache.

§. 9.

Die Meinungen der Gelehrten über die Elemente der Sprache und ihren Ursprung lassen sich, mancher kleinern Verschiedenheiten ohngeachtet, doch auf zwei Hauptsätze zurückführen. Entweder; der Mensch ist durch eigne Wirksamkeit und Anwendung der vom Schöpfer ihm ertheilten Denkkraft auf die Erfindung gekommen, wilkührliche, artikulirte Töne zur Bezeichnung und Mittheilung seiner Gedanken zu gebrauchen; oder, der Schöpfer hat unmittelbar, und wohl gar durch ein Wunderwerk dabei wirken müssen. Eine dritte Meinung würde die sein, daß

Dä-

Dämonen oder Engel den Menschen in der Sprache unterrichtet hätten. Sie hat aber zu wenig Glück gemacht, als daß sie eine genauere Untersuchung verdiente.

§. 10.

Wenn die Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache die Art und Weise erklären wollen, wie die Menschen von Gott die Sprache erhalten haben, so müssen sie behaupten, entweder, Gott habe ihnen im eigentlichen Verstande Unterricht ertheilt, oder er habe ihre Kräfte zu einem übernatürlichen Grade erhöht, oder er habe sie mit einem Instinkt versehen, der nachher wieder verlohren gegangen sei. (*) Nicht alle Schriftsteller, die den göttlichen Ursprung der Sprache vortragen, haben sich so weit eingelassen. Die meisten begnügen sich, ihre Meinung überhaupt zu vertheidigen. Ich will die vornehmsten aus ihnen kurz anführen.

(*) So glaubt Georg Stiernhielm in Synopsi Runae Suedicae, daß Gott die wirkliche Sprache dem ersten Menschen unmittelbar eingegossen habe.

§. 11.

Unter den Griechen hat besonders Plato die Sprache von den Göttern hergeleitet. In seinem Kratylus, welcher ganz der Untersuchung περι ὀνοματων ὀρθοτητος gewidmet ist, trägt er den Satz vor, ὁτι τα πρωτα ονοματα ὁι θεοι ἐθεσαν, και δια ταυτα ὀρθος ἐχει; und nach einer weitläuftigen Unterredung zwischen dem Hermogenes, Kratylus und Sokrates läßt er endlich den Kratylus den Ausspruch thun: Ὀιμαι μεν εγω τον ἀληθεϛατον λογον περι τȣτων ἐιναι ὠ Σοκρατες, μειζω τινα δυναμιν ειναι ἡ ἀνθρωπειαν, την θεμενην τα πρωτα ὀνοματα τοις πραγμασιν, ὡϛτε ἀναγκαιον ειναι, ἀυτα ὀρθως ἐχειν. In Rücksicht auf eben diesen Grundsatz behauptet

er,

er, die Sophisten wären die Leute gar nicht, von denen man die Sprache lernen könne; man müsse sich deswegen vielmehr an die göttlich begeisterten Dichter wenden, weil diese die wahren Benennungen der Dinge von den Göttern erhalten hätten, und also die besten Sprachlehrer wären. Auch im Protagoras wider die Sophisten äussert er ähnliche Gedanken über den Ursprung und die Natur der Sprache.

Daß Plato so dachte, war eine Folge seines ganzen Systems. Bei seiner Lehre, daß die Ideen in der Seele etwas festes, unveränderliches und göttliches wären, bei seiner lebhaften Imagination, welche Tugend und Schönheit und Geselschaft nicht nach dem, was sie wirklich sind, sondern nach selbstgeschaffenen Idealen beurtheilte, bei seinem fortdaurenden Schwunge in die hyperätherischen Regionen, um auf die Art sich den Göt-

tern zu nähern, und überhaupt bei seiner Meinung von dem Verhältniß zwischen den Göttern und Menschen konte er nicht anders denken.

§. 12.

Ueberhaupt scheint die Meinung vom götlichen Ursprunge der Sprache im **Orient** die herschende gewesen zu sein; und auch **Muhammed**, bei dem die Imagination nicht schwächer war, als beim Plato, hat sie angenommen, und durch Zusätze von eigener Erfindung lächerlich gemacht (*). Die meisten jüdischen Lehrer leiten nicht allein die Sprache, sondern auch die Schrift unmittelbar von Gott her (**). Wie lange hat man es nicht vertheidigt, das die ebräische Sprache, so wie wir sie in den heiligen Büchern haben, die Ursprache Adams sei, und diejenigen, welche anders dachten, für Ungläubige erklärt! Man hat ja so gar behauptet, daß jeder ebräische

Buch-

Buchstab im Schreiben die Figur habe) welche die Zunge machen muß, wenn sie ihn aussprechen will; und diese Figuren hat man durch schöne Kupferstiche erläutert. Dergleichen Phantasien sind kaum der Anführung werth. Aber vielleicht verdient das einigermassen die Prüfung biblischer Philologen, daß der chaldäische Paraphrast die Stelle 1 Mos. II, 7. so übersezt: und er blies in sein Gesicht die Seele des Lebens, und sie ward im Menschen zu einem sprechenden Geiste.

(*) Alcoran. cap 2. ver 30. &c.

(**) Allg. Welthist. Th. I. Hauptst. II. Abs. 5.

§. 13.

Unter den Lehrern der ersten christlichen Kirche konte eine Frage, die mehr in das Gebiet der Philosophie als der Religion gehört, nicht sehr in Betrachtung kommen. Eusebius (*) erwähnt derselben beiläufig, da er aus dem Diodor die Meinungen der Alten

über den Ursprung der Erde und der Menschen anführt, ohne sie doch besonders zu widerlegen, oder auch seine Gedanken über diesen Punkt zu äussern. **Eunomius** hat die Sprache darum von Gott hergeleitet, weil Gott noch vor der Schöpfung der Menschen als redend eingeführt wird. Einen seichtern Beweis konte man wohl nicht leicht führen; es müste denn der Gegenbeweis sein, womit **Gregorius Nissenus** den **Eunomius** (**) widerlegen will, weil es Gott unanständig sei, einen Sprachlehrer abzugeben.

(*) Praeparat. Evangel. L. I. Cap. VII.
(**) Orat. 12.

§. 14.

In den neuern Zeiten haben verschiedene Gelehrte theils beiläufig, theils in eigenen Schriften behauptet, daß die Sprache unmittelbar von Gott herkomme. **Brian Walton** ist der erste, den ich hier anführen muß.

Seine

Seine wesentlichsten Sätze sind folgende: Statuendum est, hominem, ut ab initio ratione, sic etiam et oratione sive loquela fuisse praeditum — — nec ad imaginem Dei creatus dici posset, si non menti divinae se per verba et signa exteriora exprimenti similis esset. Cumque — — primus homo conditus sit perfectus animo et corpore, omnibusque eorum dotibus, idque virili aetate, sine progressu incrementorum — — et scriptura testetur, ipsum vocem Dei in horto intellexisse, quis negabit, Adamo sermonem cum ratione concreatum fuisse? — — Nec minus certum est, nullam linguam homini naturalem esse. — — Si naturalis esset aliqua lingua, innasceretur, etiam si alium sermonem quis addisceret, et sic omnes essent duplicis sermonis: Facilius etiam prima lingua disceretur, quam alia; utpote ad quam natura saltem procli-

viores

viores essemus; cum tamen contrarium liquido constet: ad linguam enim Hebraeam (quam jam supponimus primam fuisse) non majorem proclivitatem sentimus, quam ad quamvis aliam. Porro si ex natura lingua aliqua homini inesset, omnes hac per totum orbem terrarum uterentur, omnes eam intelligerent, nec posset quis per desuetudinem ejus oblivisci; nam quod a natura est, ubique, apud omnes, et semper, idem est. — — — Prima itaque lingua Adamo erat divinitus data, à quo ad posteros ejus usu et imitatione derivata est (*).

(*) Biblia Sacra Poliglotta. Lond. 1657. Proleg. I. §. 2. 3. 4.

§. 15.

Bei aller der Gelehrsamkeit, die **Walton** besaß, scheint er doch mehr philologische Kentnisse, als philosophischen Scharfsin gehabt zu haben. Weil der Mensch nach dem

Eben-

Ebenbilde Gottes geschaffen war, so muste er sprechen können, nicht allein, sondern die Sprache muste ihm auch angeschaffen sein. Wie leicht könte man hier den guten Walton zum Antropomorphisten machen! Und dann, solte man nicht eben aus seiner angenommenen Bedingung vielmehr das Gegentheil schliessen können? Eben wegen der vorzüglichen Geistesfähigkeiten, auf welchen die Aehnlichkeit des ersten Menschen mit Gott beruhete, wäre eine wunderthätige Ertheilung der Sprache unnütz, und also wider die göttliche Weisheit gewesen. Der Mensch durfte nur seine grosse Naturkräfte gebrauchen, so erfand er die Sprache. Nur zu oft spricht man von der Geschichte der ersten Menschen so, als wenn man sie selbst erlebt hätte, und alle ihre einzelne Umstände kennete. Die Offenbarung wurde uns gegeben, den Weg zur Glückseligkeit daraus zu lernen, nicht aber, unsere

Neu-

Neugierde zu befriedigen. Was uns in dieser Absicht von dem ersten Menschen zu wissen nöthig ist, das wissen wir. Ueber die dunklern Stellen in seiner Geschichte mögen die Exegeten streiten, und die vielfachen Lücken derselben mögen die Kritiker auszufüllen suchen. Wenn wir aber auch Waltons Sätze buchstäblich, und so wie er sie verstanden wissen will, annehmen, folgt daraus, daß die Sprache dem ersten Menschen angeschaffen sein müsse? Was solte ihm angeschaffen sein? die Fähigkeit, wilkührliche Töne zur Bezeichnung seiner Ideen zu gebrauchen, und die nähere Anlage zur Erfindung der Sprache? Wenn wir das auch eingeständen, so würde doch Walton damit nicht zufrieden gewesen sein. Er will, daß der Mensch, so wie er aus der Hand seines Schöpfers kam, die ganze wirkliche Sprache in ihrem völligen Umfange, nicht natürlich, sondern durch ein Wunder

besaß; und davon ist er den Beweis noch schuldig. Nicht natürlich? Nein, sagt Walton, und beweißt es durch eine Menge von Folgerungen, die freilich ungereimt sind, die aber alle wegfallen würden, wenn er die Begriffe des Natürlichen und Wesentlichen mehr unterschieden hätte. (§. 7.) Walton widerlegt eigentlich den Satz, daß die Sprache dem Menschen nicht wesentlich sei; und wer wird das jemahls behaupten?

§. 16.

Aus ganz andern Quellen fliessen die Einwürfe des paradoxen Rousseau, aber sie ergiessen sich in eben das Meer. Auch er „ist „überzeugt, es sei unmöglich, daß die Sprachen jemahls durch blos menschliche Kräfte „solten haben entstehen können„ (*), und beweist es durch eine Reihe von Schlüssen, wider die freilich nicht viel einzuwenden sein mögte, wenn es nur erst mit der Grundhypothese,

these, darauf er seine ganze Demonstration bauet, die völlige Richtigkeit hätte. Sobald es ausgemacht ist, daß der Stand der Natur ein Stand viehischer Wildheit war, und daß die ersten Menschen wirklich in diesem vierfüssigen Stande lebten, so ist auch die Folge richtig, die Menschen konten unmöglich eine Sprache erfinden. Wenn wir aber den Sonderling mit seiner Hypothese nach Utopien verbannen; wie dann? Der Stand der Natur, im systematischen Verstande genommen, ist doch immer nur ein Ideal, das nie existirt hat, und das mehr oder minder richtig ist, nachdem die Materialien dazu aus dem Gedächtnis oder aus der Phantasie hergehohlt sind, und nachdem bey der Zusammensetzung der gesunde Verstand oder die wilde Imagination die Aufsicht führet. In den Schulen der Philosophen kan er immer seinen Nutzen haben; aber wo es auf Thatsachen ankomt, da

gebührt der Geschichte die erste Stimme, und der Philosoph muß sich mit einer Nebenrolle begnügen. Dächte Rousseau über die ersten Menschen so wie wir andere, so würde es ihm nicht so schwer mehr werden zu begreifen „wie die Zeichen haben nothwendig werden „können; welche Nothwendigkeit die Menschen „zu einer solchen Erfindung gedrungen hat, „oder wie eine Erfindung gar möglich war, „die sie so leicht haben entbehren können?„ Alle diese Zweifel fallen mit seiner Hypothese weg, so wohl wie der andere „daß das her„umirrende Leben keiner Mundart die Zeit „gelassen haben würde, sich festzusetzen.„ Glänzender ist der Einwurf: „daß der gröste „Theil von der Erfindung der Sprache eigent„lich von den Kindern herrühren müste, weil „diese alle ihre Nothdurft auszudrücken und „folglich der Mutter mehr, als sie ihnen, zu „sagen haben musten. Dadurch würde die

„Sprache so vielfältig geworden sein, als „einzelne Geschöpfe gewesen sind, die sie zu re„den hatten „ Indessen müste der V. hier erst beweisen, daß Nothdurft, körperliche Nothdurft, das einzige Principium der Sprache sei, und daß die innere Wirksamkeit der Seele nicht wenigstens eben so viel Theil daran habe; ferner, daß es Kinder waren, die zuerst artikulirte Töne mit ihren Ideen verbanden, denn auf diesen Gedanken ist wohl nicht leicht ein Mensch verfallen; und endlich, daß die Mütter, wenn sie ein Kind unter der Verlegenheit sich auszudrücken arbeiten sehen, dabei stumm sitzen müssen, ohne ihm durch die Bekantmachung eines schon angenommenen Ausdrucks zu Hülfe zu kommen.

(*) Joh. Jac. Rousseau Abhandlung von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen. Berlin 1756. S. 67. f.

§. 17.

§. 17.

Rousseau geht weiter. „Haben die Men„schen eine Sprache nöthig gehabt, um den„ken zu lernen, so wird es um so viel mehr „von nöthen gewesen sein, denken zu können, „um eine Sprache zu erfinden; und wenn „man auch wirklich verstünde, wie die Töne „wilkührlich bestimt worden sind, gewisse Be„griffe auszudrücken; so ist noch immer die „Frage, wie hat man sich diese Art von Be„stimmung bekant machen, wie hat man diese „Art von Abrede in Ansehung derjenigen Be„griffe nehmen können, die sich auf keine sin„liche Gegenstände beziehen, und folglich we„der durch Bewegungen, noch durch die „Stimme haben angezeigt werden können?„ Ich gestehe es, dieser Grund für den übernatürlichen Ursprung der Sprache ist stark, und er ist von andern häufig und unter allerhand Wendungen genuzt worden. Aber meine Ab-

P. 83

sicht ist nicht selbst Meinungen vorzutragen, oder bei dem Streite mir eine entscheidende Stimme anzumassen, sondern ich will blos die Meinungen der Gelehrten samlen, ihre Gründe prüfen, und dann am Ende sehen, was für ein Resultat daraus fliessen wird; daher will ich versuchen, wie schwer das Gewicht des Rousseauischen Grundes bei einer genauer angestellten Probe bleibt.

Die Menschen haben eine Sprache nöthig gehabt, um denken zu lernen, und die Menschen musten denken können, um eine Sprache zu erfinden. Beide Sätze sind in gewisser Absicht wahr, und so im Ganzen hingeworfen scheint es, als wenn man sich in einem ewigen Zirkel herumdrehen müsse, wenn man über den Ursprung der Sprache philosophiren will. Aber warum nimmt man sie immer im Ganzen, und warum löst man sie nicht in ihre erste

Be-

Bestandtheile auf? Die Objekte des Denkens sind so mannigfaltig, der Umfang desselben ist so gros, und sein innerer Werth hat so verschiedene Grade, daß die Menschen allerdings Sprache nöthig hatten, wenn sie es im Denken zu einiger Volkommenheit bringen wolten. Wiederum; die Sprache ist so der Denkkraft des Menschen angemessen, so zusammengesezt, so modificirt, daß die Menschen allerdings musten denken können, wenn sie die Sprache erfinden wolten. Wenn man nun aber statt der unbestimten, und in diesem Falle gewis weitschweifigen Ausdrücke des Denkens und der Sprache lieber die Frage auf ihre ersten Elemente einschränkte: was war eher, der erste Gedanke oder das erste Wort? so wird auch die Antwort bestimter gegeben werden können.

§. 18.

Die Menschen können denken, auch ohne Worte (§. 2. 3.) Wenn sie nachher Worte

erfinden – und ob das möglich ist, darüber werde ich im folgenden Gelegenheit haben, Untersuchungen anzustellen – so geschah es natürlicher weise wohl zuerst bei denen Gegenständen, die sie schon kanten, und sich schon unter Bildern dachten. Sie thaten also weiter nichts, als daß sie zu einem natürlichen Zeichen, das schon vorhanden war, noch ein wilkührliches hinzufügten; und also schränkt sich die ganze Sache darauf ein, daß sie eine neue Art der Bezeichnung zu der alten hinzuerfanden. Sie sahen z. B. einen Bären; das Bild von ihm drükte sich ihrem Gehirne ein, und blieb als ein beständiges Zeichen in demselben zurück. Nun wolten sie andern Menschen zu verstehen geben, daß sie einen Bären gesehen hätten; der Bär war nicht zugegen, sie konten also nicht auf ihn zeigen; aber sie hatten ihn brummen gehört; natürlich war es, daß sie versuchten, ihm nachzubrum-

brummen, um dadurch ihre Idee auszudrücken; so ward der Ton Zeichen.

Auf dieser Spur konten die Menschen weiter gehen. Die Entdeckung; daß es möglich sei, abwesende Dinge durch Töne zu bezeichnen, konte ihnen Gelegenheit geben, sie besser zu bearbeiten und in mehreren Fällen anzuwenden. So konte vielleicht eine Sprache des sinlichen Denkens entstehen.

§. 19.

Aber nun für das abstrakte Denken? Waren hier die Gedanken eher, oder die Worte? Ich habe schon oben von sinlich algemeinen Vorstellungen geredet (§. 3.), mit denen es also eben die Bewandnis haben muß, als mit den individuellen Ideen (§. 18.). Noch mehr. Indem der Mensch dem Bären nachbrümte, so versuchte seine Seele ja schon eine Art von Abstraction. Sie bezeichnete den Bären durch ein besonderes Merkmahl; wäre das wohl

angegangen, wenn sie dies Merkmahl nicht besonders gedacht hätte? Von der ersten Erfindung ist hier nur die Rede. Sie ist das schwerste. Verbesserungen und Zusätze können nachher mit geringerer Mühe gemacht werden.

Vieleicht bin ich weiter gegangen, als ich mir vorgesezt hatte. Ich wolte weiter nichts beweisen, als daß Gedanken ehe vorhanden sein musten, als Worte. Aber in der Folge, da beide einmahl da waren, konte ihre Verbesserung sehr wohl parallel gehen, und die Sprache gewann eben so sehr durch die Cultur der Vernunft, als ihre Bezeichnungen und Berichtigungen zur Ausbildung des Geistes beitrugen.

§. 20.

Bei dem übrigen Theil des Rousseauischen Beweises kan ich weniger weitläuftig sein. Die Menschen konten die Sprache nicht erfinden,

den, denn sie konten sich die Bedeutung der wilkührlichen Töne nicht bekant machen, die sich auf keine sinliche Gegenstände beziehen, und folglich weder durch Bewegung, noch durch Stimme haben angezeigt werden können. Mir deucht, die Bedenklichkeit liesse sich zur Noth heben. Wir haben täglich Erfahrungen davon, wie sich die Seele anstellt, wenn sie ein Wort hört, das ihr unbekant ist. Aus dem Zusammenhange, den Umständen, der ganzen Lage und Verbindung erklärt sie sich die Bedeutung desselben. Glükt es ihr auch das erstemahl nicht, so wartet sie, bis das Wort wieder vorkomt; und zulezt fehlt es ihr niemahls, mit dem Worte einen Sinn zu verbinden. So machten es z. B. die Leser der Wolfischen Schriften, als dieser Philosoph die Reformation unsrer Sprache vornahm, und eine Menge neuer Wörter in dieselbe einführte.

So machen es Kinder noch alle Tage, wenn sie bei dem Bedürfnis sich verständlich zu machen, neue Ausdrücke erfinden, die oft kauderwelsch genug klingen, und doch so gar von andern Kindern verstanden werden. Die Seele hat ihre natürliche Hermenevtik; Warum solten dann die ersten Menschen derselben beraubt sein? Anfangs bildeten sie die Sprache des sinlichen Denkens (§. 18.), und lernten dadurch den Nutzen wilkührlicher Ausdrücke kennen. Da sie einmahl in diesen Gang gebracht waren, so hatten sie nur noch ein paar kleine Operationen des Geistes nöthig, um erst ihre sinlichen und almälig auch ihre intellektuellen Abstractionen einander bekant zu machen; und Bewegung, Mine, Stellung des Körpers, alles kam ihnen dabei zu Hülfe. Wenn es also möglich war, daß die Menschen auf diesem Wege dahin gelangen konten, intellektuelle Begriffe einander anzuzeigen,

gen, so verliehrt auch dieser Theil des Rousseauischen Beweises seine Kraft; und mehr wolte ich hier nicht darthun.

§. 21.

Der Genfer Philosoph führt noch einige andere Gründe zur Unterstützung seines Satzes an; sie scheinen mir aber theils nicht wichtig genug zu sein, theils die hier festgesezte Streitfrage nicht zu treffen. Wenn er z. B. sagt, die ersten Menschen hätten für jedes individuelle Objekt eigene Namen erfinden, und **wenn sie diesen Eichbaum A benannten, jenen schon mit dem Namen B belegen müssen**, so könte man ihm das allenfals zugeben, weil die natürliche Erfindung der Sprache darum zwar schwieriger, aber nicht unmöglich sein würde. Aber auch der Saz selbst ist in der Natur nicht gegründet (§. 3.), und der Scharfsinn zeigt schon immer mehr Cultur an, als der Witz. Wenn er ferner

anführt,

anführt, daß die ersten Erfinder von den ganzen obern Klassen, und von den algemeinsten Begriffen gar nichts wissen konten, so ist das sehr wahr. Zwischen dem Begrif des Eichbaums und dem Begrif der Materie ist eine weite Kluft. Wir finden noch heut zu Tage ganze Nationen, die diese Kluft nicht ausgefüllt haben, und die doch sprechen. Eben so verhält es sich endlich mit dem Gedanken: die Sprache muste von der Erfindung der blossen physikalischen Hauptwörter noch einen grossen Weg zurüklegen, bevor sie geschickt war, alle menschliche Gedanken auszudrücken. Wir reden hier nicht von den Schwierigkeiten bei der Ausbildung der Sprache, sondern nur von dem ersten Ursprunge der Sprache selbst.

§. 22.

Der lezte Gelehrte, der den übernatürlichen Ursprung der Sprache in einer besondern Schrift

Schrift vertheidigt hat, ist Süßmilch (*). Der Zweck seiner Abhandlung, wie er selbst S. 13. sagt, ist der, daß er zu erweisen suchen will, daß der Ursprung der Sprache nicht von Menschen herrühre; und dieser Beweis soll nicht historisch oder biblisch sein, sondern aus der innern Beschaffenheit der Sprache hergenommen werden. Um so viel mehr fällt er also in unsre Prüfung, und ich werde mich bemühen, denselben in seine Haupttheile zu zergliedern.

(*) Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe, in der akademischen Versamlung vorgelesen und zum Druck übergeben von Johann Peter Süßmilch. Berlin 1766.

§. 23.

„Die erste Sprache, fängt der V. an (S. „14), ist entweder von Menschen, oder sie „ist von Gott, als dem Schöpfer aller Dinge,

„und

„und dem ersten Lehrmeister der Menschen.„ Im Ganzen ist das Alternativ richtig; hätte aber der Philosoph seinen Satz nicht genauer bestimmen müssen, um manchen Logomachien vorzubeugen, die bei einer so weitschweifig ausgedrückten Streitfrage unvermeidlich bleiben? Doch weiter: „Ist die Sprache vom Men„schen, so ist sie entweder in der Natur und „in den Trieben der natürlichen Kräfte, oder „im Verstande und in der Vernunft gegrün„det.„ Hier fehlt wenigstens das dritte Glied der Disjunction, **oder in beiden zugleich.** Und dann, warum sollen eben Natur und Vernunft einander entgegengesezt werden? die Vernunft gehört doch auch sonst mit zur Natur. „Ist sie in der Natur gegründet, so ist „sie nothwendig, und es musten die Menschen, „vermöge ihrer Werkzeuge und Instinkte, so „wie die Thiere, zum Gebrauch gewisser Schalle „angetrieben werden.„ Zu geschweigen, daß

diese

diese gewisse Schalle noch gar nicht Sprache sein würden (§. 6.) so verfällt der V. in den schon oben angemerkten Fehler (§. 7. 15.) die Begriffe des Natürlichen und Wesentlichen miteinander zu verwechseln. Vieleicht war seine Meinung, wenn ich ihn anders recht gefaßt habe, diese: Hat Gott nicht unmittelbar concurrirt, um die Menschen dahin zu bringen, daß sie unter Worten dachten, und durch Worte andern ihre Gedanken mittheilten, so muß er entweder ihre Natur überhaupt und besonders die Structur ihres Körpers so eingerichtet haben, daß blinder Instinkt und blosser Mechanismus die Sprache hervorbrachten, oder die Menschen musten wilkührlich darauf gefallen sein, artikulirte Töne zur Bezeichnung ihrer Ideen zu gebrauchen; beides aber ist gleich unmöglich; folglich läst sich keine menschliche Sprache ohne besondere und unmittelbare göttliche Einwir-

wirkung denken. In dieser dilemmatischen Form würde ich nun freilich des ersten disjunktiven Gliedes Falschheit und Unmöglichkeit gern zugeben; aber bei dem zweiten würde noch eine kleine Untersuchung anzustellen sein, ob nicht die Menschen diese wilkührliche Bestimmung der Laute selbst hätten erfinden können? Nein, sagt der V., das ist unmöglich, und demonstrirt weiter S. 15. „Es frägt sich, „ob diese wilkührliche Bestimmung der Töne „von ohngefehr entstanden, oder ob die Vernunft und eine kluge Wahl und Ueberlegung „daran Antheil gehabt?„ Ehe ich hierauf antwortete, würde ich das von Ohngefehr noch etwas genauer erklärt wünschen. Wenn Süßmilch nicht damit sagen will, daß die Sprache ohne allen Grund entstanden sei; und das kan er hier nicht sagen wollen; so bleibt nach den Regeln der Opposition weiter nichts übrig, als daß Ohngefehr so viel heissen

sol,

sol, als: ohne Ueberlegung, ohne deutliche Begriffe; und dann geht die Demonstration so zu Ende: S. 15. 16. Die Menschen empfanden die Sprache entweder ohne deutliches Nachdenken, oder durch dasselbe. Ohne Nachdenken konte die Sprache nicht erfunden werden, denn dazu ist sie zu regelmäßig; durch Nachdenken haben Menschen sie auch nicht erfinden können, denn sie konten nicht ehe nachdenken, als bis sie schon Sprache hatten; folglich konten die Menschen gar nicht Erfinder der Sprache sein.

§. 24.

Zur genauern Beurtheilung dieses dringend scheinenden Beweises will ich nur ein paar Anmerkungen anführen. **Erstlich**: der V. verwechselt offenbar die Volkommenheit ausgebildeter Sprachen mit der Erfindung ihrer ersten Elemente; und diese Verwechselung ist der Grund aller der Fehlschlüsse,

die in seiner ganzen Schrift angetroffen werden. Jede Sprache, so roh oder arm sie auch sein mag, hat eine gewisse Regelmäßigkeit, und diese muß sie haben, weil sie sonst kein Zeichen des Denkens sein könte, welches nach gewissen in der Natur der Seele gegründeten Gesetzen erfolgt. Nur weis ich nicht, ob schon bei den Elementen der Sprache die Rede von einer Regelmäßigkeit sein kan (§. 8.). Allenfals könte man sie darin setzen, daß das Wort den Begrif genau und volständig bezeichnen müste; aber dadurch würde Süßmilchs Absicht nicht erreicht. **Zweitens**: Die Elemente der Sprache, dächte ich, könten auch wohl ohne eigentlich deutliches Nachdenken erfunden werden (§. 2. 4. 18). Der Mensch denkt viel, ohne deutlich zu denken. Solte die natürliche Wirksamkeit der Seele, das daraus entstehende Bedürfnis, sich mitzutheilen, das Gefühl der Aenlichkeit, und selbst die

die Structur der körperlichen Organe nicht ziemlich hinlängliche Gründe an die Hand geben, woraus sich die Möglichkeit erklären liesse, daß der Mensch, auch ohne einen deutlichen Gedanken gehabt zu haben, das erste Wort habe erfinden können?

§. 25.

Drittens: Selbst in dem Ausdrucke **deutlich denken**, herscht noch einige Verwirrung. Denken wir nur alsdenn deutlich, wenn wir uns Objekte des reinen Verstandes, immaterielle Gegenstände, ohne Bild, blos durch Worte vorstellen, so bleibt es immer schwierig, wie die Menschen zu dergleichen Begriffen haben gelangen können. Indessen ist doch so viel ausgemacht, daß die Menschen sinliche Vorstellungen abstrahirten (§. 19.); solte es nun der Seele so schwer geworden sein, ihre sinlich abstrahirte Ideate miteinander zu vergleichen, und aus den gefundenen Aenlichkeiten

einen neuen Begrif zu bilden, der nicht mehr in der Natur, sondern blos in der Idee existirte? der innere Drang der Seele würde gewis, nach analogischen Erfahrungen, bald ein Wort dazu gefunden haben. Oder noch ein anderer Fall: Ich weis nicht, wie weit die Auflösung des Problems Beifall finden würde, wenn ich etwa sagte: Was die Menschen anfangs dachten und mit Worten bezeichneten, waren blos sinliche Objekte. Unter diesen fanden sich manche, die eigentlich Wirkungen unsichtbarer Ursachen waren. Zuerst bekümmerten sich die Menschen nun darum freilich nicht, sondern blieben allein bei der empfundenen Wirkung stehen; oder wenn sie auch nach und nach auf die Ursach dachten, so suchten sie dieselbe doch nach dem Gesetz der Aenlichkeit in einem körperlichen Wesen, und diesem gaben sie einen Namen. Almälig merkten sie, daß die Wirkung nicht von einem

körperlichen Wesen herrühren könne; sie befreieten sich also von ihrem Irthum, liessen das Bild fahren, aber den Namen behielten sie bei. Wolte man z. B. den Begrif von den Dämonen nehmen, und untersuchen, was er in den verschiedenen Perioden des menschlichen Denkens für Abänderungen gelitten hat, so würde man ihn so ziemlich gebrauchen können, meine Erklärung zu erläutern. Ich glaube, es würde nicht schwer sein, noch verschiedene andere Wege zu zeigen, die es begreiflich machten, wie Menschen, die einmahl eine sinliche Sprache hatten, sich almälig Vorstellungen von Arten und Gattungen, und also nach und nach Begriffe des reinen Verstandes bilden, und zur Bezeichnung derselben Worte erfinden konten.

Die Anmerkungen, die ich bisher gemacht habe, betreffen nur einen einzigen Paragraph der Süßmilchischen Schrift. Aber dieser

Paragraph trägt den Grundriß und wesentlichen Inhalt des ganzen Werks vor, und ich habe mir durch meine bisherige Weitläuftigkeit die Mühe erspart, das Werk selbst durchzugehen. Ein paar beiläufige Gedanken sind alles, was ich noch davon zu sagen habe.

§. 26.

Im ersten Abschnitt beweiset Süßmilch, **daß in der Sprache Volkommenheit und Ordnung befindlich sei, und daß sie daher nicht ohne Ueberlegung und Verstand könne entstanden sein.** Ein abstrahirtes Ideal einer volkonnen Sprache zum Grunde legen, wie Süßmilch wirklich gethan hat; und über den Ursprung der ersten Elemente einer Sprache philosophiren, wie er hätte thun sollen, das sind doch zwei verschiedene Dinge. Jedermann wird es ihm zugeben, daß zur Ausbildung einer Sprache Verstand gehöre; daß aber eben diese Operationen

des

des Verstandes zur ersten Erfindung einzelner Worte erfordert werden, darüber fodert der Zweifler Beweis, und den hat der V. nicht geführt (§. 23. f.).

Ein ähnliches Urtheil wird vieleicht vom zweiten Abschnitt gelten, worin erwiesen wird, daß der Gebrauch der Sprache oder anderer gleichgültiger Zeichen zum Gebrauch der Vernunft nothwendig sei. Der Satz kan wahr sein, und doch folgt daraus noch nicht nothwendig, daß die Sprache einen übernatürlichen Ursprung haben müsse. (§. 25.) Und dann lassen sich auch noch wider den Beweis, den der V. führt, verschiedene Erinnerungen machen. Alles, was aus demselben folgt, ist eigentlich nur, daß es der Seele schwer sei, ihre obere Erkentniskraft zu einiger Volkommenheit zu bringen, wenn sie sich nicht des Hülfsmittels der Worte bedient; und mehr beweisen auch Wolf und

Reusch, die der V. als seine Gewährsmänner anführt, in ihren Systemen nicht, ob sie gleich vielleicht mehr beweisen wolten. Selbst die Art, wie Süßmilch seinen Beweis führt, gereicht ihm nicht zum Vortheil. Er schaltet Sachen ein, die hieher gar nicht gehören, und liefert so gar einen Auszug aus dem ganzen System von den Erkentnisfähigkeiten der menschlichen Seele. Dadurch schwächt er aber seinen Beweis, der wirklich mehr innere Stärke hat, als der V. ihm zu haben erlaubt.

Auf so morschen Fundamenten wird indessen das Gebäude errichtet: „Weil vermöge „der im ersten Abschnitt vorgetragenen Sätze „die Erfindung einer Sprache einen hohen „Grad von Vernunft erfodert, und nunmehr „auch erwiesen ist, daß die Menschen ohne „Sprache diesen hohen Grad der Vernunft „nicht besitzen konten, so können sie nicht Er„finder der Sprache sein.„ Ich wiederhohle blos,

blos, was ich schon gesagt habe, daß der Punkt, wo der V. ausgeht, unrichtig ist, und daß er so wohl die Sprache, als ihre Erfindung, in einer fremden Lage betrachtet. Selbst in den Erläuterungen, wodurch er seine Demonstration unterstützen will, trift man diese Unrichtigkeit. So heist es S. 53. „Wenn ein Gebäu ohne Plan angelegt wird, „so zeigt sich solches nachher so lange als es „steht. Und wenn man nachher noch so viele „Kosten auf dessen Verschönerung in und aus„wendig verschwenden wolte, so wird sich „jederzeit der erste Mangel der Regelmäßig„keit, der verfehlten Proportion, der Festigkeit „und Bequemlichkeit wahrnehmen lassen, so „lange selbiges stehet. — — Aus einem im „Anfang verdorbenen und unordentlich einge„theilten Bauerhause wird man niemahls einen „regelmäßigen Pallast machen können — —„ Die Sprache, könte man darauf antworten,

war in den ersten Zeiten ihrer Existenz überhaupt keine Gebäude, weder Pallast, noch Bauerhütte. Sie bestand blos aus Materialien, die vieleicht anfangs unförmlich genug waren. In den folgenden Zeiten bearbeitete man die unförmlichen Stücke, verbesserte die schlechten, warf die unbrauchbaren weg, schafte neue an; aber es blieben doch nur noch immer Materialien. Die Dichter, und nach ihnen die Prosaisten rükten dieselben näher an einander, und errichteten Magazine; und daraus führte dann zulezt die Nation das Gebäude auf, von welchem die Grammatiker nachher den Riß abzeichneten.

Um sein Werk volständig zu machen, fügt Süßmilch noch einen **dritten und vierten Abschnitt** hinzu, und hat in beiden die gemeinschaftliche Absicht, diejenigen zu widerlegen, welche behaupten, daß die Sprachen von den Menschen selbst sowohl erfunden, als ver-

verbessert sei, weil dieselben von Natur dazu hinlängliche Anlage gehabt hätten, und theils durch Nachahmung, theils durch Noth zu dieser Erfindung angetrieben wären. Die Wahrheit zu gestehen, scheinen mir seine Gründe nicht so ganz bündig zu sein, daß die Vertheidiger der gegenseitigen Hypothesen nicht noch manche Zuflucht übrig behielten; besonders werden **Maupertuis** und **Mendelson** viel zu kurz abgefertigt. Er würde den Streitpunkt besser getroffen haben, wenn er nicht immer sein Ideal einer volkomnen Sprache im Sinne gehabt hätte; und ich könte sonderlich seine Gedanken über die **Nachahmung**, wobei er sich in diesen Abschnitten am längsten aufhält, als ein Beyspiel anführen, wenn ich nicht befürchten müste, zu weitläuftig zu werden.

Süßmilch ist unter allen Vertheidigern des göttlichen Ursprungs der Sprache derjenige, der seine Materie am volständigsten behan-

handelt, und die Gedanken seiner Vorgänger aufs möglichste genuzt hat. Da seinen Beweisen noch so viel gegründete Zweifel entgegen stehen, so nehme ich als ausgemacht an, daß der götliche Ursprung der Sprache bisher noch nicht bewiesen ist. Das kan ich annehmen, ohne dadurch Süßmilchs Werth verkleinern zu wollen. Dieser würdige Gelehrte hat in andern Fächern die entschiedensten Verdienste, die sein Andenken gewis der Nachwelt mit Ruhm überliefern werden.

Ich gehe nunmehr weiter, um auch die Gründe derjenigen zu untersuchen, die den Menschen selbst zum Urheber der Sprache gemacht haben.

§. 27.

Wenn die Vertheidiger des menschlichen Ursprungs der Sprache gleich zu einerlei Zwek arbeiten, so unterscheiden sie sich doch sehr in der Wahl der Mittel, und in den Beweisen,

worauf sie ihre Meinung gründen. Der eine leitet die Sprache aus der Artikulation der Organe her, der zweite aus den Schällen der Leidenschaften, der dritte aus dem Principium der Nachahmung, der vierte aus der Convention; und dann komt der fünfte dazu, um sich über den Trümmern der Organe, der Leidenschaft, der Nachahmung und der Convention einen neuen Weg zu suchen. Solte man nicht bald bei allen diesen Hypothesen und Methoden das zu wenige und zu viele gewahr werden? Wenn die einen einen Eckstein gründen, und dann das ganze Fundament gelegt zu haben glauben, und der andere Ecksteine und Fundament umstürzt, um — vieleicht ein Gebäude in der Luft aufzuführen; wer ist da dem Zwek am nächsten? So viel ist gewis, die Artikulation allein konte keine Sprache hervorbringen, eben so wenig als allein die Leidenschaft, oder die Nachahmung,

oder

oder die Convention; aber auf der andern Seite; hätte der Mensch nicht diese Artikulation der Sprachwerkzeuge, würde er wohl reden können? hätte ihn sein Schöpfer nicht so eingerichtet, daß er mit Leidenschaft und Empfindung Natur-Töne verbände, würde er wohl jemahls künstliche Töne erfinden? wäre er nicht zur Nachahmung von Natur aufgelegt, würde er dann wohl dem Bären, der ihm vorbrumte, nachgebrumt haben? hätte in dem Dialog, da die zweite Person den Bären Brummer nante, die erste es sich nicht gefallen lassen, ihn auch Brummer zu nennen, würde dann je eine Sprache entstanden sein? Behauptet man also, daß die Menschen selbst die Sprache erfunden haben, so muß man annehmen, daß sie dazu Artikulation und Schälle der Leidenschaft, und Nachahmungstrieb, und Convention nöthig hatten. Ob man aber aus diesen Principien allein eine

Sprache

Sprache herleiten kan? Das behaupte ich nicht. Genug, solte der Mensch die Sprache erfinden, so konte er keines von diesen Principien entbehren.

§. 28.

Die ältern Philosophen waren ihren Systemen getreu. So wie Plato, zufolge des seinigen, den Ursprung der Sprache übernatürlich und göttlich beschrieb, so musten Leucipp, Demokrit, Epikur und überhaupt, die mechanischen Philosophen die Götter, wenn sie ja noch welche annahmen, völlig von der Sprache und ihrer Erfindung ausschliessen. Lucrez sagt daher, nachdem er den Ursprung der Erde und ihrer Bewohner gut mechanisch zu erklären gesucht (*), von der Sprache:

Ac varios linguae sonitus natura subegit
mittere: et utilitas expressit nomina rerum,
non alia longe ratione atque ipsa videtur
pro-

protrahere ad gestum pueros infantia
linguae,
cum facit, ut digito, quae sint praesentia, monstrent.

Das Beispiel von den Kindern, das er hier zum Beweise seines Satzes gebraucht, könte alsdenn Ueberzeugung wirken, wenn die Sprache eine eben so natürliche Bezeichnungsart wäre, als es die körperlichen Bewegungen sind. Er fährt fort:

Sentit enim vim quisque suam — —

Ganz richtig. Nur war zu zeigen, daß und wie die menschliche Kraft durch ihre eigene Wirksamkeit, und ohne fremde Beyhülfe, darauf verfallen konte, Sprache zu erfinden. Die poetisch schönen Gleichnisse, die Lucrez anführt, befriedigen den reinen Verstand nicht. Der junge Stier übt seine Hörner, ehe sie hervorsprießen, der junge Löwe seine Zähne, und der Vogel versucht zitternd die erste

Kraft seiner Flügel. Diese analogische Schlüsse würden nur alsdenn gelten, wenn die Sprache so ein Naturtrieb beim Menschen wäre, als es der Gebrauch der Hörner oder der Flügel bei den Thieren ist. Doch der Dichter geht weiter, und urtheilt sehr diktatorisch:

Proinde putare aliquem tum nomina distribuisse
rebus, et inde homines didicisse vocabula prima,
desipere est.

Denn, sagt er, um sein Urtheil zu behaupten, wenn ein Mensch die Sprache erfand, warum konten sie nicht andere eben so gut erfinden? Wenn diese andern noch nie gesprochen hatten, woher wusten sie, daß die Sprache nüzlich war? und wie konte der erste sie dazu bewegen, daß sie sich seine erfundene Namen bekant machten? Folglich muß die Sprache

ein Naturtrieb sein, und zum Wesen der Menschen gehören.

Solte diese Art zu schliessen Beifall erhalten, so wolte ich jedem Menschen vordemonstriren, daß er Philosoph, Algebraist, Uhrmacher, und alles, was ihm sonst beliebte, wirklich sei, daß überhaupt nichts von Menschen könne erfunden werden, und daß wir das, was wir sind, blos aus Naturtrieb, und zufolge unsers Wesens sein musten.

Und doch ist Lucrez von seiner Meinung so sehr eingenommen, daß er noch einmahl zu den Thieren komt, ihre verschiedene Empfindungen, und den eben so mannigfaltigen Ausdruck derselben durch Töne, weitläuftig und sehr poetisch beschreibt, und dann auf die Menschen schliest:

Ergo si varii sensus animalia cogunt,
muta tamen quom sint, varias emittere
voces;

quanto

quanto mortaleis magis aequum est tum potuisse
dissimileis alia atque alia res voce notare?

Sobald man sich erinnert, daß thierische Töne noch keine Sprache sind, (§. 5. 6.) daß vielmehr diese beiden Arten der Bezeichnung in gewisser Absicht für ganz heterogen gehalten werden müssen, so wird der Beweis des Dichters für die natürliche Entstehung der Sprache seine ganze Stärke verlieren, und aus demselben weiter nichts folgen, als daß die Menschen ihre körperliche Bedürfnisse und Empfindungen durch thierisches Schreien ausdrücken konten.

Wie leicht man überhaupt zu den Zeiten des Lucrez, in welchen doch nicht allein die Macht der Römer ihre höchste Stuffe erreicht hatte, sondern auch die Wissenschaften in voller Blüthe standen, von dem Ursprunge und den ersten Schiksalen des menschlichen Ge-

schlechts im Ganzen, und der Sprache insonderheit, geurtheilt habe, das lehrt uns sein Zeitgenoß, **Diodor von Sicilien** (**).

Homines primitus natos vitam inconditam et beluinam egisse memorant, ut qui sparsim ad pascua exierint, et sapidissimam quamque herbam ac sponte natos arborum fructus comederint. Cumque a feris infestarentur, mutuo sibi opitulari usu edocti, et metu ad societatem adacti, paulatim cognatas inter se formas agnoverunt. Voce autem adhuc confusa et nihil significante pedetentim verba articulata pronunciando, et signis unamquamque rem subjectam notando, elocutionem tandem rerum omnium sibi notam fecerunt. Sed cum per totum orbem hujusmodi coetus coirent, et quique, ut sors dabat, verba connecterent, non eadem omnes loquela utebantur.

Ideo-

Ideoque variae, omnisque generis linguarum formae extiterunt. — —

Flacher kan wohl nicht eine Erklärung über den Ursprung der Sprachen geschöpft werden. Man könte allenfalls zu Diodors Entschuldigung anführen, er habe, als Geschichtschreiber, nicht philosophiren, sondern blos erzählen wollen. Aber der Mann, welcher sagen konte: e terra indurata et aëre priſtinum ordinem ac temperiei modum non ſervante, animalia naſci, *certum eſt*, wolte wohl etwas mehr als einen blossen Erzähler vorstellen; und daß seine Theorie überhaupt damahls ziemlich algemeinen Beifall gehabt habe, läßt sich ausser dem bekanten Urtheil des Horaz (***), auch daher muthmassen, weil Vitruv, der auch um die Zeit lebte, in eben dem Thone spricht (****).

Homines veteri more, ut ferae, in ſilvis et ſpeluncis et nemoribus naſcebantur, cibo-

ciboque agresti vescendo vitam exigebant. Interea quodam in loco ab tempestatibus et ventis densae crebritatibus arbores agitatae, et inter se terentes ramos, ignem excitaverunt, ex eo flamma vehementi perterriti, qui circa cum locum fuerunt, sunt fugati; postea re quieta propius accedentes, cum animadvertissent, commoditatem esse magnam corporibus ad ignis teporem, ligna adjicientes, et eum conservantes, alios adducebant et nutu monstrantes, ostendebant, quas haberent ex eo utilitates. In eo hominum congressu, cum profundebantur aliter e spiritu voces, quotidiana consuetudine vocabula, ut obtigerant, constituerunt: deinde significando res saepius in usu, ex eventu fari fortuito coeperunt, et ita sermones inter se procreaverunt.

Eine

Eine schöne Grundlage zu einer Geschichte des menschlichen Geschlechts! Und doch scheint es, als wenn Rousseau aus keinem andern Archiv seine paradoxe Theorien habe hernehmen wollen. Dem Römer konte man es zur Noth verzeihen, wenn er bei Epikurs Cosmogonie und Physik stehen blieb; aber in unsern Tagen, wäre es da der Mühe werth, Hypothesen, die schon neun und neunzig mahl widerlegt worden sind, zum hundertsten mahle zu widerlegen? Nur das einzige will ich noch bemerken, daß diese Schriftsteller insgesamt mit völliger Entschiedenheit und Gewisheit sprechen, welches sie um so viel weniger thun konten, in so fern sie Thatsachen vortrugen, die nicht anders als durch gültige Zeugnisse zur Evidenz gebracht werden können.

(*) De Rerum Natura L. V.
(**) Bibl. Hist. L. I. Cap. 8.
(***) Sermon. L. I. Sat. 3. v. 99. l.
(****) De Archit. L. 2. c. 1.

§. 29.

Unter den Schriftstellern der ersten Jahrhunderte nach C. G. erklärt sich **Diogenes Laertius** am deutlichsten für den natürlichen Ursprung der Sprache. Doch ist sein Vortrag mehr historisch (*) wenn er sagt: „Die „Namen der Dinge wären anfangs nicht vorsezlich erfunden, sondern von Empfindungen, „Leidenschaften und Vorstellungen getrieben „hätten die Menschen Töne hervorgebracht, „die zwar der Idee gemäs, aber doch bei verschiedenen Völkern verschieden gewesen wären. „Nachher hätte jedes Volk die Objekte mit „besondern Namen bezeichnet, um sich gewisser, „kürzer und deutlicher auszudrücken. Wenn „aber von unbekanten und nicht in die Sinne „fallenden Sachen die Rede war, hätten sie sich „genöthigt gesehen, neue Töne zu erfinden, deren „Bedeutung ihre Zuhörer aus dem Zusammen„hange und durch Muthmassungen erriethen.„

(*) Ὅθεν

(*) Οθεν καὶ τα ὀνοματα ἐξ ἀρχῆς μη θεσει γενεσθαι, ἀλλ αὐτας τας φυσεις των ἀνθρωπων καθ' ἑκαστα ἐθνη ἰδια πασχουσας παθη, καὶ ἰδια λαμβανουσας φαντασματα, ἰδιως εἰς τον ἀερα φωνην ἐκπεμπειν, στελλομενην ὑφ εκαστων των παθων, καὶ των φαντασματων κ. τ. λ. Diog. Laert. de Vitis Philoſ. L. VII.

§. 30.

Ich übergehe den Tertullian, der (*) beiläufig ſagt: Bonitas (Dei) praefecit (hominem) univerſis fruendis, atque regnandis, etiam cognominandis; und es kan leicht ſein, daß manche andere Schriftſteller dieſer Zeiten nebenher ähnliche oder auch entgegengeſezte Gedanken geäuſſert haben. Aber Gregorius von Nyſſa iſt, ſo viel ich weis, der einzige Kirchenlehrer, der in einer eigenen Schrift

den natürlichen Ursprung der Sprache behauptet hat (**). Gott, sagt er, „hat die Sa„chen gemacht, und nicht die Namen. Er „hat den Menschen Vernunft gegeben, um zu „denken, und Worte für ihre Gedanken zu er„finden. Dies war die eigentliche Meinung „der griechischen Philosophen. Epikur leitete „die Sprache von der Natur, und Plato von „Gott her. Jener aber verstand unter seiner „Natur, und dieser unter seinem Gott nichts „anders als die menschliche Vernunft.„ In den neuern Zeiten hat **Gregorius** an dem gelehrten **Richard Simon** (***) einen Vertheidiger gefunden, der seiner Meinung nicht allein beipflichtet, sondern sie auch durch einige Betrachtungen über die Natur der ebräischen Sprache zu befestigen sucht. Nur darin gehen beide Gelehrte von einander ab, daß der erste nicht allein behauptet, die Ursprache der Menschen sei ganz verlohren gegangen, sondern

dern auch die ebräische Sprache für jünger, als die egyptische and andere Sprachen hält; der zweite hingegen die ebräische Sprache, wo nicht für die erste, doch wenigstens für die älteste unter allen uns bekanten Sprachen ausgibt. Simons Gründe sind blos philologisch, und scheinen eben nicht von grossem Gewichte zu sein, sonderlich wenn man sie mit Herders neuern Bemerkungen vergleicht. Indessen beruft er sich doch darauf in der Widerlegung Waltons, die ihm übrigens nicht übel gelungen ist (****).

(*) L. 2. adv. Marcionem Cap. 4.
(**) Contra Eunomium Orat. 12.
(***) Histoire Critique du Vieux Testament. Liv. I. Chap. 14. 15.
(****) Liv. III. Chap. 21.

§. 31.

Es hat überhaupt seit der Wiederherstellung der Wissenschaften weder an Theologen noch

noch an Philosophen gefehlt, die der Meinung beigetreten sind, daß die Sprache durch die natürliche Wirksamkeit der Menschen hervorgebracht sei. Quenstedt, der nur beiläufig davon redet (*), indem er erklären will, wie die Menschen den Thieren haben Namen geben können, scheint den Grund der Sprach-Erfindung in die ursprünglich höhern Seelen-Kräfte der ersten Menschen zu setzen. Nomenclaturam hanc habuit Adam non tam ex peculiari divina inspiratione quam concreata perfectione intellectiva, et ex imagine jam ante impressa. Weitläuftiger erklärt sich darüber Hr. Boysen (**). Er hält es gar nicht für wahrscheinlich, daß Gott dem Menschen die Wirklichkeit der Sprache selbst anerschaffen, oder ihn sonst die Sprache unmittelbar gelehrt habe; und gründet sich darauf, weil der Mensch Verstand und Vernunft hatte, weil er die zur Bildung förmlicher

cher Töne nöthigen Gliedmassen besaß, und weil er sowohl diesen Verstand als diese Gliedmassen ungehindert gebrauchen konte. In so fern scheint aus diesem Beweise weiter noch nichts zu fliessen, als der Satz: es war möglich, daß der Mensch sprechen konte. Aber Hr. Boysen fügt noch hinzu: „die Menschen hatten „die nächsten und hinreichendesten Veranlassun„gen und Reizungen, um algemeine Vorstellun„gen und förmliche Töne zu bilden und hervorzu„bringen, mit den förmlichen Tönen algemeine „Vorstellungen zu verknüpfen, und die auf diese „Art gleichsam beseelte förmliche Töne mit ein„ander zu verbinden.„ Dies würde freilich ein hinlänglicher Beweis sein, wenn es nur dem Hrn. B. gefallen hätte, zur völligen Ueberzeugung seiner Leser noch hinzuzufügen, theils, welches denn eigentlich diese Veranlassungen und Reizungen zur Hervorbringung dieser Vorstellungen und Töne gewesen wären,

und

und theils, wie diese Reizungen hätten wirken müssen, wenn sie den Menschen hätten bestimmen sollen, so wohl algemeine Vorstellungen, als auch wilkührliche bezeichnende Töne zu bilden? Denn so lange diese beide Fragen nicht beantwortet sind, bleibt dem Zweifler noch immer ein weites Feld zu Einwürfen übrig.

(*) Syst. Theol. P. II c. I.

(**) Theol. Briefe 2. B. 2 Samlung S. 206. f.

§. 32.

Wenn ich eines gewissen Cordemoy nicht erwähnen will, welcher (*) sonderbar genug behauptet, die Menschen wären darum auf die Erfindung der Sprache gefallen, weil sie sich durch die Zeichen einander zu sehr betrogen hätten; so finde ich unter den neuern Philosophen zuerst den Thomas Hobbes, der, wie schon Süßmilch (a. O. S. 13.) bemerkt hat, es gänzlich verwirft, daß die

Spra-

Sprache aus Vertrag oder Verabredung entstanden sei (§. 27.) und dagegen annimt, daß sie durch die Noth und das gesellschaftliche Leben der Menschen almälig wäre gebildet worden (**). Im Grunde entscheidet er also für die Hauptfrage nichts, sondern bleibt mehr bei Nebensachen stehen, die allenfals dazu dienen können, den Fortgang der Sprache zu erläutern, aber den ersten Ursprung derselben gar nicht treffen. Ich will nur eine von den Hauptstellen desselben anführen (***). Sermonis auctor primus fuit Adam, qui creaturas, quas ad conspectum ejus adduxit Deus, nominavit. — — Sufficiebat hoc pro illo tempore. Nam eodem modo rebus aliis alia nomina imponere, prout experientia et creaturarum usus postularet, potuit, eaque paulatim ita connectere, ut intellegeretur; atque hoc modo succedente tempore tanta sermonis copia acquiri potuit,

potuit, quanta indigeret; quanquam non tanta, quanta Oratori vel Philosopho opus esset. — — Itaque tractu temporis lingua unaquaeque in majorem copiam verborum aucta est. Mit dieser Meinung stimt auch Georg Christian Halbauer überein: (****) Adamus primae linguae ipse est auctor et artifex; und das darum, weil er den Thieren Namen gegeben hat.

(*) Tract. de loquela.
(**) Element. philos. Sect. 2. cap. 10.
(***) Leviathan. 3. 4.
(****) Dissert. de linguarum origine et diversitatis earum causis.

§. 33.

Von Maupertuis haben wir eine Abhandlung, welche bestimt war, über diese dunkele Materie mehr Licht zu verbreiten (*). „Wenn man auf die Zeiten zurükgeht, sagt er, „wo die Menschen etwa noch keine Sprache

„gehabt

„gehabt haben, so suchten sie doch schon da„mahls ihre dringendeste Bedürfnisse auszu„drücken; und einige Bewegungen und Töne „waren ihnen dazu hinreichend. Dies war die „erste Sprache des Menschen; und noch jezt „können sich alle Völker durch dieselbe verste„hen, aber nur eine kleine Anzahl von Ideen „dadurch bezeichnen. Nur erst lange nachher „dachte man auf andere Mittel, sich auszu„drücken. Man konte diese erste Sprache „mehr ausbreiten, wenn man zu den natür„lichen Bewegungen und Tönen noch verabre„dete hinzufügte, welche das ersezten, was die „ersten nicht ausdrücken konten; und das that „man wahrscheinlicher weise gleich anfangs. „Jede von diesen beiden Arten des Ausdruks „konte besonders vervollkomnet werden. „Durch die blossen Conventions-Bewegungen, „wenn sie mit den natürlichen verbunden wa„ren, konte man seine Gedanken zu verstehen

 „geben;

„geben; durch Conventions-Töne, wenn sie „zu den natürlichen hinzugefügt wurden, hätte „man eben den Zweck erreichen können. — — „Vieleicht nur erst nach einer langen Zeitpe„riode verfiel man auf eine Art des Ausdruks, „die von Bewegungen und Tönen unabhängig „war. Man bemerkte, daß man, ohne den „Körper zu bewegen, oder die Kehle anzugrei„fen, durch blosse Schläge der Zunge und der „Lippen eine grosse Anzahl von Artikulationen „bilden konte, die sich ins unendliche combini„ren liessen; man fühlte den Vorzug dieser „neuen Bezeichnung; alle Völker behielten „dieselbe bei; nun war die Sprache vorhan„den. Das übrige ist weiter nichts gewesen, „als besondere Verabredungen über die Abän„derung der Artikulationen, u. s. w.„

Dies ist alles, was Maupertuis vom Ursprunge der Sprache sagt. Mit eben der Leichtigkeit fährt er darauf fort, von der

almä-

almäligen Verbesserung derselben und von der Entstehungsart der Schrift zu reden. Sein Aufsatz enthält artige und zum Theil scharfsinnige Bemerkungen; nur zweifle ich, ob er die Leser, die nach Gründen fragen, befriedigen wird; denn viel mehr ist er doch wohl nicht als ein Commmentar über den **Diodor** (§. 28.); ausgedehnter, aber nicht tiefer eingedrungen.

§. 34.

Hätte der Uebersetzer der oben angeführten Schrift des **Rousseau von der Ungleichheit der Menschen**, welcher seiner Uebersetzung ein Schreiben an Hrn. **Leßing** angehängt hat, worin er die Hypothesen des Genfer Bürgers prüft, sich die Mühe geben wollen, seine Gedanken über den Ursprung der Sprachen mehr auseinander zu setzen, so würde man von seiner bekanten Genauigkeit im Denken um so viel sicherer eine Aufklärung

haben erwarten können, da er schon in dem, was er jezt nur beiläufig sagt, allen seinen Vorgängern, die ich bisher angeführt habe, weit zuvoreilt. Er fängt (S. 246.) von den bekanten psychologischen Gesetzen an, nach welchen die Imagination mehrere Ideen miteinander verknüpft, und von einem Begrif zu dem andern übergeht; und leitet also aus der Natur der menschlichen Seele den Beweis her, daß es den Menschen möglich sei, eine Sprache zu erfinden. Ich begnüge mich, die Hauptschritte, die er gemacht hat, nachzuzeichnen:

„Gesezt, die Menschen hätten in ihren „Wäldern Schafe blöcken, Hunde bellen, Vö„gel singen, und das Meer brausen gehört; sie „hätten dieses so oft gehört und die Gegen„stände zugleich gesehen, daß die sichtbaren „Bilder mit den Tönen in ihrer Seele eine „Art von Verbindung erlangt hätten; so wer„den

„den sie niemahls ein Schaf hinter sich blöcken „hören, ohne sich das Bild dieses Thiers in „ihrer Einbildungskraft vorzustellen. Sie „werden auch das Schaf niemahls sehen kön„nen, ohne den Ton einigermassen zu empfin„den, der sich in ihrer Seele mit diesem Bilde „vereinigt hat. Wenn es also einem Wilden „einfiele, diesen Ton nachzuahmen, so wird „ein andrer Wilde, der diesen nachgeahmten „Ton von ungefehr hörte, sich das Bild vor„stellen, das er mit diesem Ton zu verknüpfen „gewohnt ist. Dieses ist der Ursprung der „nachahmenden Töne. Setzet man gewisse „natürliche Laute hinzu, dadurch ein jedes „Thier gewisse Gemüthsbewegungen auszu„drücken pflegt, so haben wir den ersten „Grundriß der Sprache —„

Bis hieher ist die Erklärung nicht allein sehr faslich, sondern auch, wie es mir vorkomt, so überzeugend, daß sich dagegen nicht der gering-

geringste Zweifel machen läßt. Aber nun wei- ter. Wie konten die Menschen Gegenstände durch solche Töne andeuten, die mit den Ge- genständen selbst gar nichts gemein haben? (S. 250.)

„Das wirkliche oder nachgeahmte Blöcken „der Schafe rief nicht allein das Bild dieser „Thiere in unser Gedächtnis zurück, sondern „man dachte zugleich an die Wiese, darauf „diese Schafe geweidet hatten, und an die „Blumen, mit welchen diese Wiese häufig ge- „schmückt war. Die erste Anlage der Sprache „wird die Menschen vermuthlich in den Stand „gesezt haben, einer etwas längern Reihe von „Einbildungen nachzuhängen. Man ist also „gewohnt worden, durch den nachahmenden „Laut, nicht nur das Thier, sondern die Wiese, „die Blumen u. s. w. anzudeuten, obgleich „diese Gegenstände mit den nachgeahmten Lau- „ten nicht das mindeste gemein hatten. Man

„brauchte

„brauchte alsdenn nur die mitlern Glieder, die „Schafe und die Wiese wegzulassen, um bei „Anhörung eines ursprünglich nachahmenden „Tones an die Blumen zu gedenken, in Anse„hung deren dieser Laut ein blos wilkührliches „Zeichen genannt werden kan.„

Hier am Ende wird es mit einemmahl dunkel; gerade da, wo das Licht am meisten nöthig war. Mir wenigstens ist der Uebergang von der natürlichen Sprache zu der wilkührlichen nicht einleuchtend genug. Nur einen Zweifel anzuführen. Es kan sein, daß die angenommenen Rousseauischen Wilden den nemlichen Ton gebrauchten, um das Thier, und die Wiese und die Blumen anzudeuten; aber wie machten sie es dann einander begreiflich, daß sie nun eben das Thier und nicht die Blumen, und ein ander mahl wieder die Blumen und nicht das Thier darunter verständen? Es war ja immer ein Ton! Wenig-

stens würden sie nicht lange auf dieser Sprachstuffe haben stehen können, sondern bald genöthigt worden sein, weiter zu rücken. Indessen bricht Hr. M. Mendelson hier mit einemmahl ab, um sich von seinem Zweck nicht zu sehr zu entfernen, und seinen Rousseau weiter verfolgen zu können. So wenig man ihm darüber Vorwürfe machen kan, so erlaubt ist doch der Wunsch, daß er die so glücklich angefangene Untersuchung weiter fortgesezt haben mögte! Unter dem Gesichtspunkte, worin er die Sache genommen hatte, würde sein forschendes Auge gewis noch reichhaltige Adern entdeckt haben.

(*) Dissert. sur les differents moïens, dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées. Mem. de l'Acad. roïale de Prusse T. X. p. 349.

§. 35.

Noch könte ich den Abt Condillac anführen, (*) der immer unter den Schriftstellern

über

über den Ursprung der Sprache einigen Rang verdient, wenn er nur seine Erklärung nicht auf eine bodenlose Hypothese gebauet hätte. Daß er zuerst eine Geselschaft annimt, die bereits unter den Erfindern der Sprache gestiftet gewesen ist, könte man ihm allenfals zugeben, sobald der Begrif der Geselschaft genauer bestimt, und von allen denen Modificationen abgesondert würde, die wir jezt nach unsern gewöhnlichen Begriffen damit verbinden. Daß aber diese Geselschaft aus Kindern bestehen soll, und noch mehr, daß diese Kinder nicht einmahl die natürlichen Zeichen der Empfindungen kennen sollen, das ist eine unmögliche Voraussetzung, die den Kritikern Gelegenheit gegeben hat, Condillacs ganzes System zu verschreien, und auch manches Gute, was noch immer darin befindlich ist, zu übersehen.

(*) Essai sur l'origine des connoissances humaines.

§. 36.

Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Philosophen, die sich mit der Untersuchung des Ursprungs der Sprachen abgegeben haben, fast durchgängig die Frage, worauf doch hier so viel ankomt, unberührt lassen: in welchem Zustande befanden sich die Menschen, als sie zuerst die Sprache erfanden? Kinder hier annehmen wäre eben so gut, als zu einer Colonie von Bärmenschen den Grund legen wollen. Kinder lernen nie ohne Unterricht Sprache, können sie nicht lernen; und die bekanten Beispiele der in Litthauen und auf dem Harz gefangenen Knaben zeigen, was aus uns werden würde, wenn wir in den ersten Zeiten unsers Lebens ohne Pflege und Unterricht dem Gerathewohl ausgesezt blieben. Wenn also Menschen die Sprache erfinden solten, so musten sie völlig ausgebildet, in der ganzen Stärke des Körpers, mit

der

der lebhaftesten Wirksamkeit der Seele auf den Schauplatz kommen. Und dann hätten Condillac und Bonnet noch nicht so ganz Unrecht, wenn sie sich zum Behuf ihrer anthropologischen Erklärungen, der Statuen bedienen, bei denen eine Seite, ein Nerve, ein Organ nach dem andern in Bewegung gesezt wird, und erst Empfindung, dann Ueberlegung, und vieleicht zulezt Sprache wirkt. Nicht, als wenn die Menschen wirklich Statuen wären, sondern so, wie wir in der Psychologie die einfache Grundkraft der Seele in mannigfaltige Fähigkeiten zergliedern, um auf diesem Wege das einzeln, ohne Verwirrung, kennen zu lernen, was unsre eingeschränkte Einsicht im Ganzen zu überschauen nicht im Stande ist.

§. 37.

Bis hieher war also für den natürlichen Ursprung der Sprache noch nicht viel entschieden.

den. Die meisten nahmen ihn an, ohne sich um Beweise für ihre Meinung zu bekümmern; und die wenigen, die sich noch darauf einließen, nicht allein die Art zu erklären, wie die Sprache habe entstehen können, sondern auch noch mit Gründen darthun, daß die von ihnen angenommene Entstehungsart möglich sei, thaten es nur so beiläufig oder doch so kurz, daß der Saz, den sie behaupteten, noch immer dunkel und zweifelhaft blieb. Herr Herder (*) hat die Mängel seiner Vorgänger zu ersetzen, und ihre Lücken auszufüllen gesucht; oder vielmehr, er ist einen neuen Weg eingeschlagen, und hat, wie er selbst am Schlusse seiner Abhandlung sagt, „sich beflissen, feste Data aus der menschlichen Seele, „der menschlichen Organisation, dem Bau „aller alten und wilden Sprachen, und der „ganzen Haushaltung des menschlichen Ge„schlechts zu samlen, und seinen Saz so zu „bewei-

„beweisen, wie die festeste philosophische Wahr„heit bewiesen werden kan.„ Ein Mann, der mit solchem Bewustsein innern Werthes spricht, verdient schon, daß man ihn genauer kennen lernt. Der Weg, den er nimt, ist unstreitig der wahreste und geradeste zum Ziele; mit einem originellen Gange schreitet er auf demselben fort, und findet allenthalben, auch auf dürrem Boden, Gelegenheit, eine Menge neuer, feiner, nur dem hohen Tiefsinn merkbarer Entdeckungen zu machen. Ob er aber sein Versprechen so ganz erfüllt hat? ob nunmehr die Meinung vom natürlichen Ursprunge der Sprachen feste philosophische Wahrheit, auf Demonstration gestüzt, geworden ist? Herr Herder gehört in die Klasse der Schriftsteller, die man nicht lesen, sondern studiren muß. Bei der ersten Lektur kostet es Mühe, der Ueberraschung zu widerstehen. Die Eigenheit des Stils, der Schwung der Phantasie, der glän-

glänzende, bilderreiche, körnigte Ausdruck bezaubern den Leser mit so mächtigen Reizen, daß er das nicht sieht, was er eigentlich sehen solte, daß er die Bilder und den tropischen Schmuck, unter dem die Hauptwahrheiten vorgetragen sind, für richtige, philosophische Erklärungen annimt, daß er da überzeugt zu sein meint, wo er eigentlich nur überredet ist. Ich habe diese merkwürdige Schrift zu studiren und vom Schmuck zu entkleiden gesucht, und ich will mich bemühen, meinen Lesern einen Auszug theils von den behaupteten Sätzen derselben, theils von ihren Beweisen, zur Prüfung vorzulegen.

(*) Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesezten Preis erhalten hat.

§. 38.

Im ersten Theil seines Werks trägt Hr. **Herder** den Satz vor: **die Menschen, ihren**

Na-

Naturfähigkeiten überlassen, haben sich selbst Sprache erfinden können. Um denselben zu beweisen, sezt er im ersten Abschnitt vorläufig zwei andere auseinander, auf eine Art, die ihn zugleich als einen scharfsinnigen philosophischen Denker empfiehlt. „Der Mensch, sagt er zuerst, hat schon als „Thier Sprache. Sein Körper ist so organi„sirt, daß er seine lebhaften Empfindungen, „selbst ohne Wilkühr und Absicht, durch Laute „äussern muß. Auch verlassen auf einer wü„sten Insel, würde sein Gefühl tönen. Es „tönt seinem Geschlecht einartig, und wird „von allen, wie von einem, mitfühlend ver„nommen. Dies ist die Sprache der Em„pfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist. „Der Mensch hat sie ursprünglich mit den Thie„ren gemein. Ihre Töne sind sehr einfach, und „noch trift man in allen Sprachen des Ur„sprungs Reste davon an.„ In allen diesen

Aeus-

Aeusserungen sowohl als in dem, was der V. zur Erläuterung derselben sagt, pflichte ich ihm völlig bei; aber das weis ich nicht, ob er (S. 24.) mit Recht behaupten kan, daß aus diesen Tönen der Empfindung der Ursprung menschlicher Sprache gar nicht erklärt werden könne. Allerdings glaube ich das Gegentheil, so gern ich übrigens zugebe, daß Sprache der Empfindung, so wie wir das Wort hier nehmen, und menschliche Sprache gar nicht einerlei Ding sind. Wenn, nach des V. eigener Meinung, in allen Sprachen des Ursprungs noch jezt Töne der Empfindungssprache angetroffen werden, so müssen diese doch wohl in jene einigen Einflus gehabt haben. Es läßt sich nicht gut begreifen, wie jemahls menschliche Sprache enstanden sein würde, wenn keine Sprache der Empfindung vorhanden gewesen wäre; und solte der Mensch selbst seine Sprache erfinden, so musten

die

die Naturtöne doch wohl die erste Masse sein, welche der Verstand nachher bearbeitete und mit Zusätzen bereicherte, um daraus eine menschliche Sprache zu schaffen.

§. 39.

Zweitens beweiset Hr. H. vorläufig, die Thiersprache sei Instinkt, die menschliche aber nicht; und sein Beweis wird dadurch merkwürdig, weil er Winke für eine Theorie des Instinkts gibt, die, wo nicht ganz neu sind, doch durch den Vortrag und die Einkleidung wenigstens neu zu sein scheinen. „Die Vor„stellungen der Thiere sind auf eine gewisse „Sphäre eingeschränkt. Je kleiner diese „Sphäre ist, desto lebhafter sind die Vorstel„lungen innerhalb derselben, und desto stärker „der Drang, zufolge derselben zu handeln. Je „schärfer die Sinne der Thiere, und je wun„derbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner „ist ihr Kreis, und desto einartiger ihr Kunst-

„werk. Daher lassen sich alle Kunsttriebe und „Kunstfähigkeiten aus den Vorstellungskräften „der Thiere erklären u. s. w.„ Nach der Theorie des V. würde also der Instinkt auf der starken Reizbarkeit der Sinne, und auf den durch sie mächtig andringenden, und zum Handeln hypothetisch nothwendig bestimmenden Vorstellungen beruhen. Doch wünschte ich die Instanzen, die gegen das von dem V. angenommene Gesetz von manchen Thieren z. E. den Hunden und Bibern, deren Wirkungskreis verhältnismäßig grösser ist, ohne daß deswegen ihre Instinkte schwächer würden, auffallend sind, gehoben zu sehen. – Und nun schliest Hr. H. weiter. Die Menschen haben keine so einförmige Sphäre, keine so mächtig wirkende Vorstellungen. Ihre Sinne wittern stumpfer; ihre Seelenkräfte sind über die ganze Welt verbreitet, ihre Begierden zerstreut, ihre Aufmerksamkeit getheilt. Folglich handeln sie wenig

oder

oder gar nicht durch völligen Instinkt; und da jede Thiergattung ihre instinktmäßige Sprache hat, so ist der Mensch hingegen stumgebohren, und muß seine Sprache anderwertsher haben.

Sobald man diesen Beweis im Ganzen überschauet hat, wird man nach demselben einige einzelne Aeusserungen des V. leicht berichtigen können. Z. B. den Satz, (S. 37.) „Sprache ist so wie Sinne, und Vorstellun„gen und Triebe angebohren, und dem Thier „unmittelbar natürlich.„ Unmittelbar natürlich kan man sie alle nennen, aber angebohren, ausser den Sinnen, wohl nichts. Vorstellungen konten nicht da sein, ehe Objekte auf die Sinne wirkten; Triebe nicht ehe, als bis die Vorstellungen, sonderlich die, welche aus der Organisation des Körpers herrühren, dringend genug waren; auch nicht Sprache, aber wohl Organe zur Sprache. Doch das sind Kleinigkeiten.

§. 40.

Im zweiten Abschnitt rückt Hr. H. seinem Zwecke näher. Er geht von dem Satze aus: „ohne die Sprache ist bei dem Menschen alles „im grösten Misverhältnis.„ Fast scheint es, als wenn hier eine feine petitio principii verstekt läge. Freilich ihre jetzige Bedürfnisse konten nicht befriedigt, ihre jetzige Wirksamkeit konte nicht über einen so grossen Kreis verbreitet werden, wenn sie keine Sprache hatten. Aber gehört denn das alles zum Wesen des Menschen? und, worauf es hier eigentlich ankomt, kan man a priori demonstriren, daß dem Menschen die Sprache deswegen wesentlich sei? (§. 7.) Bei den Ourang Outangs ist jezt kein Misverhältnis; wenigstens scheint uns keines bei ihnen zu sein. Sie haben, was und wie viel sie brauchen, und die Natur ist gegen sie eine liebreiche Mutter. Gesezt aber, sie würden cultivirt; ihre

ihre Bedürfnisse erweiterten sich, und sie fänden Mittel, dieselben zu befriedigen. Könte dann ein künftiger Philosoph nicht eben so demonstriren, dieser ihr neuer Zustand sei ihnen wesentlich, ohne denselben würde die Natur gegen sie die härteste Stiefmutter, und alles bei ihnen im grösten Misverhältnisse sein? Cultur, sagt man, ist bei den Ourang Outangs nicht möglich. Ich behaupte auch nicht, daß sie es ist; aber so viel erhellet doch daraus, daß der Grad der Cultur, zu dem eine Art von Geschöpfen erhoben werden kan, sich nie a priori demonstriren läßt, wenn man nicht eine tiefere Einsicht in ihre Natur hat, als wir vermuthlich je in diesem Leben erlangen werden.

§. 41.

Indessen würde, auch unabhängig von allen bisher angeführten Sätzen, die Erklärung als richtig gelten müssen, die der V. von dem

eignen Charakter der Menschheit gibt. „Er ist nicht eine blosse Stuffenerhöhung der „Thierkräfte, sondern die einzige positive Kraft „des Denkens, die überall unabgetheilt wirkt, „sich in einem grössern Raume, als die Thiere, „nach feinerer Organisation, und heller äussert, „und Verwirrung zu vermeiden, Besonnen„heit genant werden kan. Der Mensch also, „weil er abgetrennt und frei nicht blos erkennet, „will und wirkt, sondern auch weis, daß er „erkenne, wolle und wirke, ist ein besonnenes „Geschöpf —„

Beiläufig will ich hier nur anführen, daß die vom V. gewählten Ausdrücke der Natur der Sprache nicht ganz gemäs sind. Sich besinnen heist gemeiniglich seine Kraft anstrengen, um eine Idee, die man ehemals gehabt hat, wieder zu erneuren, oder es heist auch, seine Meinung ändern; schwerlich wird es jemahls so gebraucht werden, daß es das

Den-

Denken überhaupt bezeichnete. Das Abstraktum Besonnenheit findet sich zwar schon bei andern deutschen Schriftstellern, aber sie verstehen darunter Fassung, Kaltblütigkeit (contenance); auch der bekante Ausdruck unbesonnen heist dann doch weiter nichts als unüberlegt. Doch wir wollen uns lieber an die Erklärungen des V. halten.

„Der Mensch muß Besonnenheit im ersten „Zustande haben, da er Mensch ist; im ersten „Gedanken des Kindes muß sie sich zeigen. „Nur schwach zwar, und unausgebildet, aber „doch wirklich ist die Mäßigung aller seiner „Kräfte auf diese Hauptrichtung schon so im „ersten Augenblicke sein Loos, wie sie es im „lezten sein wird. Blosse, nakte Fähigkeit ist „ein tauber Schall; es muß bei derselben im„mer etwas positives zu einer Tendenz da sein. „Ist im ersten Zustande nichts positives von „Vernunft in der Seele, wie wirds bei Mil-

„lionen folgender Zustände wirklich werden?
„Der sinlichste Zustand des Menschen war
„noch menschlich; und also wirkte in ihm
„noch immer Besonnenheit; nur im minder
„merklichen Grade „

Diese Säze werden in der Folge die Basis zu der ganzen Demonstration des V., und er dehnt sie so sehr aus, daß sie darüber das Wahre, das ihnen in gewisser Absicht zugestanden werden muß, ganz verlieren. Nur unter gehöriger Einschränkung bleiben sie wahr. „Blosse nakte Fähigkeit ist ein tauber „Schall.„ Das kan sein; nachdem mans nimt. Der V. macht doch selbst einen Unterschied zwischen Besinnung und Besonnenheit (S. 146.) „Man vergesse nicht, daß gleich „vom ersten Momente an kein Thier, sondern „ein Mensch, zwar noch kein Geschöpf von „**Besinnung**, aber schon von **Besonnenheit** „ins Universum erwache.„ Solte man nicht glau-

glauben, daß Hr. H. sich hier selbst widerspreche? – „Es muß immer etwas positives „zu einer Tendenz da sein.„ Ganz richtig. Vieleicht macht das eben ein Hauptmerkmahl der Fähigkeit aus. Der V. schilt selbst sehr darauf, wenn man mit Worten spielt. Solte die scholastische Eintheilung des actus primi und secundi so ganz eine Grille sein? Wo Kraft ist, da ist Bestreben, aber nicht gleich Wirkung; oder, um noch subtiler zu gehen, nicht gleich merkliche Wirkung, nicht immer vorgesezte und abgezielte Wirkung. Soll die Kraft sich äussern, so erfordert sie ein Objekt, auf welches sie gerichtet werden muß; sie hat oft Mittel nöthig, die ausser ihrer Sphäre liegen, aber doch zur Hervorbringung ihrer Wirkung gehören; und allemahl müssen die vorliegenden Hindernisse weggeräumt sein. Sind alle diese Voraussetzungen vorhanden, so ist sie Kraft actu secundo, sie äussert sich

wirklich; fehlt es aber dort irgendwo, so bleibt sie freilich noch immer Kraft, es ist immer noch etwas positives zu einer Tendenz da; nur ist sie Kraft actu primo, die abgezielte Wirkung erfolgt nicht. Ist nun der Schlus von der Kraft in einer jeden Lage auf eine gewisse, bestimte, volständige Wirkung wohl so algemein richtig? und doch legt ihn Hr. H. bei seiner ganzen Demonstration zum Grunde. Noch eins. Eine Kraft, wie z. B. die Denkkraft der Seele, kan sich auf verschiedene Art äussern, aber nicht auf alle Arten zugleich. Wenn sie nun jezt auf eine bestimte Art wirkt, so bleibt es doch absolut möglich, daß sie auch auf eine andere Art wirken könte. Diese Möglichkeiten einer Kraft auf verschiedene Art zu wirken, nennt der Philosoph Fähigkeiten; und Hr. H. hat noch nicht, ob er es gleich vorgibt, (S. 65.) „das Gespenst vom Worte „Fähigkeit in seinem Unsinn entlarvt.„

§. 42.

§. 42.

Und nun zur Sache selbst. „Der Mensch, „in den Zustand von Besonnenheit gesezt, der „ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Refle„xion) zum erstenmahl frei wirkend, hat „Sprache erfunden. Er beweiset Reflexion, „wenn er nicht blos alle Eigenschaften lebhaft „oder klar erkennen, sondern eine oder meh„rere als unterscheidende Eigenschaften bei sich „anerkennen kan. Der erste Aktus dieser An„erkentnis giebt deutlichen Begrif; es ist das „erste Urtheil der Seele; und wodurch geschah „die Anerkennung? Durch ein Merkmahl, „was er absondern muste, und was, als „Merkmahl der Besinnung, deutlich in ihn „fiel. Wohlan! lasset uns ihm das εὕρηκα „zurufen! Dies erste Merkmahl der Besin„nung war Wort der Seele! Mit ihm ist „die menschliche Sprache erfunden.„ Das εὕρηκα wäre noch wohl zu früh. Wort hätte

der

Mensch erfunden? Sprache? Nicht doch; Zeichen wars, Bild von der Wolle des Schafs, die er anerkante, Eindruck im Gehirn vom Blöcken, woran er das Schaf unterschied. Und erfunden hätt' ers? Eben so gut erfand er auch den Umlauf des Geblüts. Was in der Natur gegründet ist, und bei gegebenen Datis nothwendig und von selbst erfolgt (§. 2. 3.) kan nicht erfunden werden. Also; entweder hat Hr. H. die Ausdrücke: Wort, Sprache so genommen, wie wir sie alle nehmen (§. 6.) und dann hat er noch nichts bewiesen; oder er hat damit seine eigene, uns andern ungewöhnliche Begriffe verbunden, und was haben wir dann gewonnen? In der That war es gerade hier, wo die Leser den V. erwarteten, um auf dem Wege der Demonstration eine noch sehr verworrene Materie entwickelt zu finden.

Das Beispiel des V. von dem Lamme, an dem der beobachtende Mensch Merkmale un-

ter-

terscheidet: es ist weiß, sanft, wolligt, blökend; beweiset das nicht, was es beweisen soll. Gesezt, es könte auch zu einem algemeinen Satz erhoben werden, was folgt daraus? die menschliche Seele hat das Vermögen, sich einzelne Begriffe zu machen, an einem individuellen Objekt die Theile abzusondern, jeden Theil sich besonders vorzustellen, sinlich zu abstrahiren; alles das folgt; aber nicht, daß sie gerade Worte gebraucht, um diese Begriffe zu bezeichnen. Hr. H. schliest freilich ganz anders. „Der Schall des Blö„kens, von einer menschlichen Seele, als „Kenzeichen des Schafs wahrgenommen, „ward, kraft dieser Bestimmung Name des „Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu „stamlen versucht hätte. Es war gefaßtes Zei„chen, bei welchem sich die Seele an eine Idee „deutlich besann. Was ist das anders als „Wort? und was ist die ganze menschliche

„Spra-

„Sprache, als eine Samlung solcher Worte?„ Gut. So will ich dem Hunde auch Sprache andemonstriren. Der Hund erhält Futter von seinem Herrn; der Herr, wenn er ihm Futter geben will, ruft ihn bei Namen. Dieser Name ist gefastes Zeichen für den Hund; er hört ihn „Ha! du bist das Futter gebende„ denkt er, und eilt zum Herrn hin. — Und dies wäre dann die ganze Sprache? blos eine Samlung solcher Worte, oder vielmehr solcher Zeichen, unter denen sich die Seele sinliche Objekte denkt? Wie mag es denn der Mensch machen, wenn er seinen reinen Verstand arbeiten läst?

Hr. Herder sagt (S. 70.) „Ueberhaupt „gehen uns hier noch die äussern Schälle der „Worte nichts an; wir reden von der innern „nothwendigen Genesis eines Worts, als das „Merkmal einer deutlichen Besinnung.„ Ich gebe es zu, der Mensch kan ein Wort gedacht

haben,

haben, ehe er es ausgesprochen hat; aber wenn wir nicht recht vorsezlich Logomachien machen wollen, so müssen wir doch die beiden Arten der Zeichen, unter denen die Seele denkt, Bild und Wort von einander unterscheiden, und nicht über Bilder streiten, wenn die Rede von Worten ist. Der äussere Schall des Worts kan freilich von dem Eindruck des Worts im Gehirn abgesondert werden; nur muß man Worte deswegen nicht für natürliche Zeichen halten, und vergessen, daß Wilkührlichkeit ihr erstes und wesentliches Merkmal sei. Auch hierin scheint Hr. H. anders zu denken. (S. 93.) „Eine Sprache wilkührlich und ohne allen Grund der Wahl aus „dem Gehirn zu erfinden, ist wenigstens für „eine menschliche Seele, die zu Allem einen, „wenn auch nur einigen Grund haben will, „solch eine Quaal, als für den Körper, sich „zu Tode streicheln zu lassen.„ Vorher subtilisirte

lisirte Hr. H. bei dem Unterschiede zwischen den äussern Schällen des Worts und ihrer Genesis fast bis ins Ueberfeine hinein; hier hingegen — ich weis nicht, was ich davon denken soll. Wie kan ein so scharfdenkender Mann die himmelweit von einander stehenden Sätze: die Sprache ist wilkührlich, und, die Sprache hat keinen Grund der Wahl; für einerlei ausgeben? (§. 4.)

Die Instanz von den Waldmenschen, die unter den Bären gefunden wurden, und die man doch für Menschen halten muß, ob sie gleich keine Sprache hatten, verdient etwas mehr als den Seitenblick, mit dem der V. sie abfertigt. (S. 65.) „Sie waren Menschen in „einem widernatürlichen Zustande; Menschen „in Verartung. Leget den Stein auf die „Pflanze; wird sie nicht krum wachsen? Und „ist sie nicht dem ungeachtet ihrer Natur nach „eine aufschiessende Pflanze? u. s. w„ Es

geht

geht also doch an, daß eine Kraft durch äussere Umstände modificirt werden, und verschiedene Richtungen erhalten kan. Und wenn das ist, so ist die blosse Besonnenheit wohl nicht zur Erfindung der Sprache hinlänglich, oder mit andern Worten, so folgt daraus, daß der Mensch ein besonnenes Geschöpf ist, wohl nicht, daß er deswegen nothwendig und schlechterdings Sprache erfinden muß. (§. 41.) Es muste noch ein äusserer Stoß dazu kommen, um die Kraft in Bewegung zu setzen, und ihr die erforderte Richtung zu geben.

§. 43.

Also das Resultat der bisherigen Untersuchungen. Hr. Herder behauptet und thut dar, der Mensch könne in seiner Vorstellung die Theile und Eigenschaften eines sinlichen Objekts von dem Objekt absondern, und sie einzeln unter natürlichen Zeichen anerkennen,

auch bei der Wiedervorstellung des einen die andern sich zurükrufen; und wir wolten wissen, ob und wie der Mensch von selbst darauf fallen könne, mit der Vorstellung von Objekten, sinlichen oder unsinlichen, wilkührliche Zeichen zu verbinden, dergestalt, daß er diese, erfoderten Falls durch Töne andern Menschen mitzutheilen vermöge? Welch eine Kluft zwischen Frage und Antwort! — Und dann bleibt doch noch immer die zweite Frage unentschieden: Kan der Mensch wohl in den Zustand der Besonnenheit kommen, wenn er nicht durch andere vermittelst der Sprache hineingebracht wird?

Ich gehe weiter zu den Beweisen des Verfassers, die er im dritten Abschnitt theils aus der Natur des Menschen, theils aus der Natur der Sprache herleitet; und ich werde mich hier kürzer fassen können.

§. 44.

§. 44.

„Der Mensch ist so gebildet, daß das Ohr „der erste Lehrmeister der Sprache sein muß. „Das Gesicht entwickelt sich zu langsam, und „seine Eindrücke sind zu fein verflochten; die „Empfindungen der gröbern Sinne sind zu voll „und zu dunkel in einander; aber durchs Ge„hör dringt das tönende Merkmahl tief und „deutlich in die Seele ein. Jedes Thier trägt „seinen Namen auf der Zunge; und die Nach„richt der heil. Schrift: Gott führte die Thie„re zum Adam, daß er sähe, wie er sie nen„nete, und wie er sie nennen würde, so solten „sie heissen; kan so erklärt werden: eben der „Verstand, durch den der Mensch über die „Natur herscht, war der Vater einer leben„digen Sprache, die er aus Tönen schallender „Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung sich „abzog.„ Das alles hat der V. weitläuftig und schön auseinander gesezt, und daraus be-

wiesen, daß tönende Verba die ersten Machtelemente und Grundwurzeln der Sprache sind, nach der Form, die noch jezt die morgenländischen Sprachen haben. Daher, sagt er, muste die Poesie älter sein, als die Prose; doher läst es sich auch erklären, daß die erste Sprache eine Gattung Gesang sein konte. Aber warum zweifelt Hr. H. (S. 82.) ob das alles auch nach der Sprach- und Lehrmethode Gottes so erfolgt sein würde? Die Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache könten immer noch sagen, der Unterricht Gottes sei der Natur des Menschen aufs genaueste angemessen gewesen; und dann wären wir, was den Punkt der eigentlichen Erfindung betrift, noch nicht viel weiter.

§. 45.

Aber nicht alle Gegenstände tönen; wie fiel nun der Mensch darauf, die Empfindungen der andern Sinne durch Töne auszudrücken?

Dies

Dies ist gerade der schwere Knoten, den die Vertheidiger des natürlichen Ursprungs der Sprache entweder unaufgelöset liegen lassen, oder zerhauen. Hr. H. sagt: „Alle unsere „sinliche Empfindungen fliessen in Eins, und „alle Sinne sind nur Vorstellungsarten Einer „positiven Kraft der Seele.„ (Sehr richtig. Wenn nun doch Hr. H. seine vorige ungewöhnliche Begriffe vergessen hätte! Aber er fährt fort:) „Sobald also die Seele deutliche „Vorstellung, mithin Merkmal hat, sobald „hat sie innere Sprache.„ (Darüber habe ich meine Meinung schon im vorhergehenden gesagt. §. 42.) „Und da alles Gefühl nach „einem Empfindungsgesetz der thierischen Na„tur unmittelbar seinen Laut hat, so darf dies „Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals „erhöhet werden, dann ist das Wort zur äus„sern Sprache da.„ Von der Masse des Ganzen die besondre Meinung des V. abge-

zogen, bleibt der Satz übrig: Mit jeder starken Empfindung ist ein Laut verbunden (Im Vorbeigehen. Solte der V. hier nicht behaupten, was er oben verwarf? § 38.) Kommt dieser Laut wieder, so verknüpft die Seele, nach dem Gesetz der Association mit ihm die Idee der nehmlichen Empfindung. Folglich samleten die Menschen nach und nach für alle Arten der Gefühle und Empfindungen gewisse bezeichnende Töne, an denen sie die sinlichen Ideen selbst erkanten. Will man diese Töne Worte nennen? Ganz richtig ist es nicht. Sie sind noch immer mehr natürliche, als wilkührliche Zeichen.

§. 46.

Ich überschlage die lesenswürdigen Folgen über das Verhältnis des Gehörs so wohl gegen die andern Sinne, als auch gegen die Sprache, weil sie eigentlich zu dem Haupt-

gange

gange der Demonstration nicht gehören. Mit dem feinsten Zergliederungsgeiste tief einzudringen ist ein eigenthümlicher Vorzug des Hrn. **Herders**. Eben so wenig halte ich mich bei dem zweiten und sehr weitläuftig geführten Beweise auf, da Hr. H. die Sprache objektivisch betrachtet, und aus der Natur derselben beweisen will, daß sie menschlichen Ursprungs sei. In der That enthält dieser Theil der Herderschen Schrift die vortreflichsten Bemerkungen über die Natur der Sprache von ihrem Ursprunge an bis zu ihrer Verfeinerung; und auch als Beweis betrachtet würde er einen hohen Grad der Ueberzeugung wirken, wenn nur das Fundament, worauf er ruhet, erst mehr gesichert wäre. So lange aber dies nicht ist, — und daß es nicht sei, glaube ich bisher gezeigt zu haben — kan ich ihm unmöglich beipflichten, wenn er am Schlusse sagt, daß die Genesis der Sprache in der

menschlichen Seele, so demonstrativ sei, als irgend ein philosophischer Beweis.

§. 47.

Im zweiten Theil frägt Hr. Herder, auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten habe Sprache erfinden können und müssen? Er nimt zur Beantwortung seiner Frage vier Naturgesetze an. Die drei lezten beziehen sich mehr auf die Ausbesserung und Vervolkommung der Sprache; das erste aber gehört näher zu meinem gegenwärtigen Zweck.

Erstes Naturgesetz: Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progreßion fortwirken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache. Der Satz, so wie er da steht, ist völlig wahr, und muß so wohl in seinem Grunde, als in seiner Folge zugegeben werden; aber folgt denn nun nothwendig daraus, daß dies Geschöpf

schöpf der Sprache auch selbstthätiger Erfinder der Sprache sei? Und darauf kam es hier eigentlich an. So schön auch der V. sein angenommenes Naturgesetz vorträgt und erläutert, so kan er uns doch nicht hindern, durch die ganze Folge des Beweises die Lücke wahrzunehmen, die der völligen Ueberzeugung auf immer im Wege stehen wird. „Als nak„tes, instinktloses Thier betrachtet, ist der „Mensch das elendeste der Wesen, aber auf „der andern Seite ist Verstand und Beson„nenheit die Naturgabe seiner Gattung, die „ihn völlig schadlos hält. Er war vom „ersten Augenblick seines Daseins an das frei„thätige vernünftige Geschöpf, das sich selbst „helfen solte, und nicht anders, als konte. „Die Hauptrichtung seiner Seelenwirkungen „fiel so auf diesen Verstand, auf menschliche „Besonnenheit hin, wie bei der Biene der „Instinkt zum Saugen und Bauen. Da nun

„nicht die mindeste Handlung seines Verstan„des, ohne Merkwort geschehen konte, so war „auch das erste Moment der Besinnung Mo„ment zu innerer Entstehung der Sprache. „Da ferner die Empfindung des ersten deutli„chen Merkmals eben auf das Gehör, den „mittlern Sinn zwischen Auge und Gefühl „trift, so ist die Genesis der Sprache ein so „inneres Dringnis, wie der Drang des Em„bryons zur Geburt bei dem Moment seiner „Reife. Und wie von diesem Zustande die „Sprache anfängt, so ist die ganze Kette von „Zuständen in der menschlichen Seele von der „Art, daß jeder die Sprache fortbildet.„ Fällt hier die Lücke nicht allenthalben in die Augen? Allenfals ein Beweis für die natürliche Fortbildung der Sprache, aber nicht für ihre Hervorbringung. Doch ich will mich nicht wiederhohlen.

Der übrige Theil der Herderschen Schrift betrift die Fortbildung der Sprache, und nicht leicht ist diese Materie stärker und gründlicher abgehandelt worden, als hier. Das zweite Naturgesetz: Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Heerde, der Geselschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, nothwendig; ist durchgängig schön gedacht und gesagt, ob ich gleich das Recht des Eigenthums (S. 180.) nicht blos aus dem Kennenlernen herleiten mögte. Bei dem dritten Naturgesetz: So wie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich Eine Heerde bleiben konte, so konte es auch nicht eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen; liefert Hr. H. vorzügliche Betrachtungen über den Ursprung der Verschiedenheit der Sprachen;

über

über den Nationalhaß bei grenzenden Familien und Völkern; u. s. w. Auch die Ausführung des **vierten Naturgesetzes** verdient Beifall: **So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das menschliche Geschlecht Ein progreßives Ganze von Einem Ursprunge in Einer grossen Haushaltung ausmacht: so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung.** Ueberhaupt sieht man leicht, daß Hr. H. bei allen diesen Betrachtungen den schon von andern angenommenen Satz: Das menschliche Geschlecht ist ein Ganzes, und bildet sich als ein Ganzes zur Volkommenheit; in einem neuen Gesichtspunkte gefaßt, und auf die Sprache angewendet habe.

§. 48.

Ich habe mich bei der Herderschen Schrift weitläuftiger aufgehalten, weil sie unter allen, die

die mir über diese Materie bekant geworden, unstreitig die volständigste und gedachteste ist; und ich glaube, ich habe ihrem Verfasser Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Beifall habe ich ihm nie versagt, wo er ihn verdient, und er verdient ihn gewis an vielen Orten; hingegen habe ich es mir auch für erlaubt gehalten, zu sagen, daß ich nicht überzeugt sei, da, wo ich es wirklich nicht war. Zur Evidenz hat Hr. H. mir den Satz gebracht: Der Mensch ist zum Sprachgeschöpf gebildet, (in potentia proxima); die Sprache (qua possibilitatem modi) ist wesentlich bei seiner Bestimmung, gehört mit zu seiner Natur, und konte nicht fehlen, wenn er das alles leisten soll, was er leisten konte. Aber der andere Satz: Der Mensch hat die Sprache selbst erfunden; ist mir durch ihn höchstens nur wahrscheinlich geworden.

§. 49.

§. 49.

Wenn wir indessen dasjenige, was wir bei Gelegenheit dieser Untersuchungen hin und wieder einzeln bemerkt haben, zusammen nehmen wollen, so würde etwa folgendes Resultat herauskommen;

Der Mensch, der die Sprache erfinden solte, kam aus der Hand seines Schöpfers in jugendlicher Stärke, völlig ausgebildet, mit der lebhaftesten Wirksamkeit der Seele (§ 36.). Durch alle Organe strömten Empfindungen auf ihn zu; und jedes lebhafte Gefühl drükte er zufolge der Mechanik seines Körpers durch Laute aus (§. 38.). Hörte er den Laut von andern, so verknüpfte er nach dem Gesetz der Association mit ihm die Idee der nehmlichen Empfindung (§. 45.) und brauchte dann eben den Laut, wenn er ihnen von der dadurch bezeichneten Empfindung Nachricht geben wolte (§. 27.). Auf die Art samleten die

Men-

Menschen nach und nach sinliche Ideen, und drückten sie durch Töne aus, die ihrer Natur nach zwar noch immer animalisch waren, die sich aber doch über die blosse Thiersprache erhoben, und zu einer sinlichen Sprache wurden, sobald sie der Mensch mit Ueberlegung gebrauchte, um dadurch ehemalige oder fremde Empfindungen zu bezeichnen. Von der sinlichen Sprache stiegen die Menschen stuffenweise zur Erfindung eigentlich wilkührlicher Worte fort, die nur da statt finden, wo der reine Verstand Nationen denkt. Sie hatten schon gelernt, Empfindungen, die sie nicht durch Töne erhalten hatten, doch durch Töne zu bezeichnen (§. 18.). Sie waren an sinlich algemeine Vorstellungen gewöhnt (§. 3.); sie hatten auch eine Art sinlicher Abstraktion (§. 19.) So weit war also alles noch sinlich; aber nun fingen die Menschen an, nach den Gesetzen der Aenlichkeit Begriffe von Arten und Gat-

tun-

tungen zu bilden und zu bezeichnen. Oder wollen wir lieber zu einer Hypothese unsre Zuflucht nehmen, so können wir sagen, daß die Menschen auch Wirkungen, die nicht von Körpern herkommen konten, für körperlich hielten, sich unter Bildern dachten, und ihnen dem zufolge Namen gaben. Bei mehrerm Gebrauch der Reflexion sahen sie ihren Irthum zwar ein, und liessen also das Bild fahren; aber den Namen behielten sie bei (§. 25.); und so entstanden Bezeichnungen und Worte für intellektuelle Nationen.

In wie fern dieser Erklärung von dem natürlichen Ursprunge der Sprache Richtigkeit zugestanden werden kan, das wage ich nicht, selbst zu beurtheilen. Erhielte sie aber auch Beifall, so würde doch weiter nichts folgen, als daß der Mensch selbst habe Sprache erfinden können. Die andere Untersuchung hingegen: ob der Mensch wirklich auf diesem

Wege zur Sprache gelangt sei? muste, weil sie eine Thatsache betrift, mit Rücksicht auf die Schöpfungsgeschichte in der heil. Schrift entschieden werden.

In der That sind verschiedene Gelehrte den Mittelweg eingeschlagen, und nehmen an, der Mensch **könne** zwar seiner Natur nach eine Sprache erfinden; daß aber die ersten Menschen gleich nach der Schöpfung gesprochen hätten, sei durch unmittelbare Veranstaltung Gottes geschehen. Am deutlichsten erklären sich darüber die Verfasser der **algemeinen Welthistorie** (*). „Wenn das Zeugnis Mo„sis gültig ist, so scheints unläugbar zu sein, „daß die Sprache dem ersten Menschen als „ein unmittelbares Geschenk von Gott mitge„theilt worden. Nicht als wenn wir dafür „hielten, Gott habe demselben wirklich eine „deutliche und ursprüngliche Sprache eingege„ben; sondern daß er demselben das Vermö„gen,

„gen, deutliche Veränderungen des Schalls „hervorzubringen, womit er versehen gewesen, „merklich gemacht, nebst dem Gebrauch derselben zu Zeichen seiner Gedanken, und darauf „die willkührliche Bestimmung derselben dem „Adam überlassen; u. s. w.„ Auf eine ähnliche Art urtheilt Carpov (**). Quamvis homo natura loquelam non habeat, tamen si possibilitatem ejus in structura corporis humani fundatam esse, consideremus, posito humano consortio, ejusque usu sat diuturno, citra alterius cujusdam linguae praevium adminiculum linguam aliquam evolutum iri, probabile est. Sonis enim certis homines res obvias denotarent, ex quorum variis modificationibus et compositionibus tandem loquela articulata oriretur. – – (***) Ast, ut quod res est, dicam, non inventio linguae primae, sed tantum amplificatio et augmentum ejus Adamo

Adamo tribuendum est; Adamusque non tantum facultatem instinctumque naturalem loquendi, sed etiam una cum rerum cognitione concreata habitum, sermone quodam intelligibili eam significandi, et quod huic connexum est, intelligendi sermonem ejusdem linguae, per creationem accepit.

Ich lasse mich in das Eigene, besonders der Carpovischen Meinung nicht ein, sondern frage nur: da man es längst als ein Naturgesetz erkant hat, daß in der Schöpfung nichts überflüßiges geschieht, und daß zu eben dem Zwecke, der durch wenigere Mittel erreicht werden kan, nicht unnütz mehrere angewendet werden, solte dann aus dem Satz: der Mensch konte selbst Sprache erfinden; nicht, sonderlich bei vorausgesezten höhern Seelenkräften der ersten Menschen; der andere Satz, dem theologischen System gemäs, natürlich fliessen;

sen: Der Mensch hat selbst seine Sprache erfunden? Und dann zweitens: liesse sich nach den Regeln einer gesunden Hermenevtik dasjenige, was uns von der Sprache des Menschen in den ersten Zeitpunkten seines Daseins erzählt wird, nicht ganz gut mit der Meinung von dem natürlichen Ursprunge der Sprachen vereinigen?

Ueber das leztere habe ich schon oben Hrn. Herders Meinung angeführt (§. 44.); und überhaupt neigt dieser Gelehrte sich sehr zu der Erklärung der algemeinen Welthistorie. So sagt er z. B. (S. 147.) „Der Mensch kam „aus den Händen der Natur, mit der besten, „nächsten Anlage, vom ersten Augenblicke „sich entwickeln. Ueber die ersten Momente „der Samlung muß freilich die schaffende „Vorsicht gewaltet haben. — — (S. 63.) „Will man solche übernatürliche Erleichterung „aus andern Gründen annehmen, so geht

„das

„das meinen Zweck nichts an; nur alsdenn „hat Gott durchaus für die Menschen keine „Sprache erfinden, sondern diese haben im„mer noch mit Wirkung eigener Kräfte, nur „unter höherer Veranstaltung, sich ihre Spra„che finden müssen.„ Diese subtile Distinction könte vielleicht in der ganzen Streitfrage sehr entscheidend werden.

(*) Th. 1. S. 313.

(**) Meditat. de Lingua ejusque perfectione §. 41.

(***) Ibid. §. 29.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zobel, Rudolf Wilhelm,

Gedanken über die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vom Ursprunge der Sprachen

Magdeburg 1773

L.gen. 107
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583254-5
VD18 10258124-005